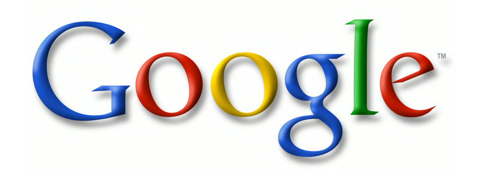



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



KLEINERE

SCHRIFTEN VERMISCHTEN INHALTS

VON

THEODOR BENFEY.

AUSGEWÄHLT UND HERAUSGEGEBEN

VON

ADALBERT BEZZENBERGER.

DER GESAMMELTEN KLEINEREN SCHRIFTEN THEODOR BENFEY'S
VIERTE ABTEILUNG. ZWEITE AUSGABE.



BERLIN.
VERLAG VON REUTHER & REICHARD.
1894.

AUSGEWÄHLTE KLEINERE

SCHRIFTEN VERMISCHTEN INHALTS.

Bedürfnisse half bei allen seinen theils gerügten, theils nicht gerügten Mängeln sowohl in Hinsicht des an vielen Stellen ordnungslos zusammengehäuften Inhalts, als der starren, etwas unangenehmen, bloss für den erläuternden Vortrag berechneten Form dieses Werk zum Theil wenigstens ab, so dass es auch auf Käufer ausser dem Kreise der Zuhörer des Hn Vfs rechnen konnte und, da es selbst jetzt noch in Rücksicht auf Vollständigkeit der behandelten Gegenstände keinen Nebenbuhler gefunden hat, so wird sich diese zweite Auflage keiner minder günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, als der ersten zu Theil ward.

Was nun das Verhältniss dieser Ausgabe zur ersten betrifft, so verdient sie mit vollem Rechte den Namen einer vermehrten und insofern auch verbesserten, wie diess schon die Vergleichung der Seitenzahlen ausweist. Während die erste bis zum Register 404 Seiten enthielt, zählt diese ohne Vermehrung der behandelten Gegenstände bis eben dahin 499. Die Zusätze, welche diesen Überschuss bewirkten und von dem Hn Vf. ausser einigen Nachträgen von Hn Birnbaum, welche hinten angefügt sind, stets an den ihnen zukommenden Plätzen eingeschoben sind[1], rühren theils von dem Hn Vf. selbst her, theils von den Hn Bähr, Dirksen, Birnbaum, Lehne und Münter. — Die des Hn Vfs ziehen sich durch das ganze Buch und sind vorzüglich litterarisch; dann sind die Resultate neuerer Forschungen angezeigt, Vergleiche römischer mit andern Verhältnissen gehäuft, auch einige eigne Ansichten gegeben; einigemal bemerkt auch der Vf., wie man ihn falsch verstanden habe. Die Nachträge des Hn Bähr sind fast nur litterarisch und beziehen sich auf die 2 letzten Kapitel des Buches: über das Kriegswesen und römische Tisch- und Leichengebräuche. — Die der HHn Birnbaum und Dirksen sind juristisch und beziehen sich besonders auf das 3te und 4te Kap., die Lehre von den Sklaven und von der Ehe, wo sie zusetzen und verbessern; über den Werth derselben kommt mir als Philologen kein Urtheil zu; doch muss ich gestehn, eine Ansicht des Hn Birnbaum über die Bedeu-

[1] Eine Nachlässigkeit in dieser Rücksicht findet sich gleich § 174, wohin ein Zusatz von Dirksen über die Accensi velati, welcher zu § 98 gehört, fälschlich gesetzt ist.

tung von j. civile, j. gentium, j. naturale (in der Anm. zu p. 40 f.), wonach das erstre jus proprium civium Romanorum sei, das zweite die Summe der Rechtssätze, welche auf Römer und peregrini angewendet werden konnten, das dritte diejenigen, welche auch auf Sklaven ihre Anwendung fanden, schien mir sehr natürlich zu sein; doch stelle ich die Prüfung denen anheim, welche sich mit dem historischen Theile des Rechts beschäftigen. Die Zusätze der HHn Münter und Lehne betreffen die Geschichte der 22sten Legion. Auch gewann das Ganze durch eine Umarbeitung des Registers.

Dagegen ist die innre Einrichtung des Buches so sehr dieselbe geblieben, dass weder die Stellung der §§ verändert, noch die Zahl derselben vermehrt ist[1]. Dem Hn Vf. hat es nicht gefallen, auf diejenigen, welche dieses Werk zum Selbststudium benutzen, Rücksicht zu nehmen. Die Form und Darstellungsweise ist ganz dieselbe geblieben. Daher ist auch die Ordnung sowohl im Ganzen als im Einzelnen nicht im Mindesten umgestaltet, und doch würde nach des Ref. Überzeugung der Nutzen dieses Werks nicht unbedeutend vergrössert sein, wenn der Hr Vf. auf sie grade etwas mehr Sorgfalt verwendet hätte. Denn je lichtvoller und klarer die Ordnung ist, in welcher ein Gegenstand behandelt wird, um desto lebendiger wird er dem Studirenden vor Augen stehen.

Am fühlbarsten möchte dieser Mangel bei der Lehre von der Staatsverfassung und Staatsverwaltung sein, dem Haupttheile des Werkes, welche in 6 Kap. unter folgenden Rubriken abgehandelt wird.

Kap. V. Von den Abtheilungen des römischen Volks.

1. Tribus.
2. Kurien.
3. Von den Ständen der röm. Nation.
   Senat,
   Ritter,
   Plebejer, Nobiles, Clientes. |

---

[1] Ref. kann nicht umhin, zu bemerken, dass bei einem Werke, wie diesem, dessen folgende Ausgabe nicht umgearbeitet, sondern vermehrt ist, der Vf. wohl thun würde, wenn er die Zusätze durch Sternchen bezeichnete, wie dieses in Hugo's Werken geschieht. |

414 Kap. VI. Staatsverwaltung.
1. Senat.
2. Comitia (curiata, centuriata, tributa).
Kap. VII. Magistrate.
VIII. Römische Provinzialbehörden.
IX. Der Kaiser, die Reichsbeamten, Titulaturen.
X. Grundzüge des Staatsrechts.
XI. Kriegswesen.

Um Kleinigkeiten wie, dass das 7te Kap. augenscheinlich nur Unterabtheilung des 3ten ist, unberührt zu lassen, fällt es gewiss Jedem auf, dass in dieser ganzen Eintheilung die Patrizier nicht vorkommen, die Grundlage der ganzen römischen Verfassung, die Abtheilung in Gentes nicht, die eben so sehr eine Stelle verdiente, wie die in Kurien, keine Rubrik unter dem Titel Finanzwesen erscheint, und anderes, was man hier erwarten sollte, fehlt.

Betrachtet man aber diese Art der Behandlung, wo jeder einzelne Bestandtheil des Staates einzeln seiner Geschichte und übrigen Eigenthümlichkeit nach dargestellt wird, genauer, so erkennt man bald, dass es nicht möglich sei, auf diese Weise ein lebendiges Bild vom Wesen des römischen Staats zu erlangen. Diese Methode wäre bei der Schilderung eines Staates anzuwenden, welcher sich nach einer wenig veränderten Konstitution regiert, unmöglich aber ist sie bei einem Staate wie dem römischen, wo Neues an die Stelle des Alten tritt und dieses wie ein Schatten dann weiter zieht. Hier führt sie zu einem Untereinanderwirren der verschiedensten Zeiten, man sucht ein Bild vom Einzelnen dadurch zu erlangen, dass man die Farben von den verschiedensten Seiten zusammenborgt, kurz es führt zu einer systematischen Ungründlichkeit.

Um sich ein klares Bild von einem sich bildenden Staate zu erwerben, muss man ihn in seinem Fortgange begleiten, das Einzelne stets so weit wie möglich in seinen sich ändernden Verhältnissen zum Ganzen und seinen Theilen betrachten, kurz den Staat in seiner organischen Entwickelung verfolgen. Hier sind nun zwei Methoden meiner Meinung nach die einzigen, durch welche ein lebendiges Bild der römischen Verfassung erweckt werden kann; entweder schicke man eine Geschichte der Verfassung voraus und behandle nachher die einzelnen Institute ihrer besondern Entwickelung nach für sich,

oder, und diese Art scheint dem Ref. bei weitem vorzuziehn, man gebe so viel als möglich — und bei der römischen Verfassung kann man hier bei weitem mehr leisten, als bei irgend einer andern des Alterthums — eine vollständige Geschichte, der Vf. begleite sie von ihrer ersten Form an bis zu ihrem Untergange durch alle ihre Verwandlungen, zeige, wie sie sich ausbildete, warum und wie das Neue aus dem Alten entstand, behandle den Charakter der einzelnen Institute bei ihrem Entstehn sowohl als bei ihren Änderungen stets im Verhältniss zu dem Ganzen und führe so den römischen Staat in seiner in verschiednen Zeiten verschiednen Gestalt vor unsern Augen vorüber. Ich hoffe, es wird mir Niemand einwenden, dass dieses ein Eingriff in die Rechte der Geschichte sei, dass in den Antiquitäten das Alterthum als etwas Gewordenes betrachtet werden müsse, nicht als etwas Werdendes. Denn diese Ansicht stützt sich auf nichts als ein träges Herkommen. Wer sie mit Schlözer's Ausspruch: Die Statistik sei eine stehende Geschichte und die Geschichte eine fortgehende Statistik, zu decken vermeint, trägt sehr irrig, was von der Statistik richtig ist, auf die Antiquitäten über. Das Verhältniss der Antiquitäten zur alten Geschichte ist, wenn man es genauer betrachtet, kein andres, als dass die Antiquitäten alles dasjenige, was zusammenwirkend die Geschichte macht, einzeln seiner Natur nach darstellen wollen; Gesetz für diese Darstellung ist einzig und allein Fasslichkeit und Klarheit.

Wenn ich nicht fürchtete den Raum, welcher einer Relation über eine zweite Ausgabe zukommt, weit zu überschreiten, würde ich hier ein Skelett von einer solchen Behandlung darlegen; so will ich nur einen ganz kurzen Abriss der inneren Staatsverfassung zur Zeit des Freistaats beilegen, in welchen sich die auswärtigen Verhältnisse leicht einschieben lassen. Die Grundeintheilung würde natürlich durch 1) die Zeit der Könige und Republik, 2) der Kaiser bis auf Konstantin und 3) die Konstantinischen Einrichtungen gegeben. Denn mit jeder dieser Abtheilungen beginnt eine neue Entwickelung.

Die erste Periode zerfällt ihrer Natur nach in folgende 6 Abtheilungen. 1) Erste Verfassung unter den Königen. Patres, Clientes; abgetheilt in Tribus, Curiae, Gentes; Comitia curiata als konstituirende Gewalt. Senatus, Volksausschuss.



Rex als exekutive Gewalt (imperium); Tribunus Celerum: Trennung der Kriminaljustiz von der exekutiven Gewalt (Quaestores parricidii) Judices. 2) Entstehung der Plebs. Ihr Zustand bis auf Servius; Rom und Latium. — Caeriter. 3) Servius Tullius. Seine Absicht. Konstitution der Plebs in 30 Tribus. Centurien. Gemeinderichter (Centumviri Decemviri, beide, wie man dieses aus der Idee des Servianischen Staates nachweisen kann, und die Zahlenverhältnisse darthun, mit den 5 Klassen in Zusammenhang, nicht, wie jene später, mit den Tribus. Von diesen 5 Klassen muss man nämlich die Rittercenturien absondern; dann sind die übrigen nur Plebejer). 4) Geschichte der Servianischen Verf. Durch eine Verschwörung der Patres gestürzt; nach Vertreibung des Tyrannen wird sie nicht ganz wieder hergestellt; die Centurien sehr beschränkt; die Macht in den Händen der Kurien; Senat; zwei Judices erhalten die exekutive Gewalt, so weit sie die Könige hatten; Druck der Plebs; Auswanderung; Tribuni plebis. Aediles. Kampf der Patres und der Plebs. Durch die ihnen durch Publilius übergebene Wahl der Trib. pl. beginnen die Comitia tributa politischen Einfluss zu erlangen; Decemvire; neue Kämpfe; Verminderung der konsular. Gewalt. Quaestores, Censores. Plebejische Konsule, Praetor; Aedil. cur.; Widersetzung der Patres. Publilius Philo stellt 416 die politische Gleichheit der Patricier und Plebejer vollständig fest. 5) Übergang zur Demokratie. Die Comitia tributa erhalten immer mehr politischen Einfluss; die curiata werden machtlos. 468 letzte Auswanderung; Lex Hortensia, wodurch die Plebiscita und höchst wahrscheinlich auch die Senatus consulta bindende Kraft für das ganze Volk erlangen. Die Proletarii thun schon 473 Kriegsdienste. Die Comitia tributa bemächtigen sich nach und nach der Geschäfte der Comitia centuriata so sehr, dass diese endlich nur eine Unterabtheilung von ihnen werden. 6) Nobiles und Ignobiles. Grosse Macht des Senats (Ordo senatorius). Die Plebs sinkt zum gemeinen Haufen herab (Ordo plebejus). Kampf zwischen beiden; Grakchen; Ritterstand (Ordo equestris). Übermässiger Reichthum und gränzenlose Armuth vernichten den Staat. Verlust der Freiheit.

Bei sorgfältiger Rücksicht auf die Ordnung wird man auf diese Weise, wie ich glaube, alles, was für die Kenntniss des

römischen Staatswesens von Bedeutung ist, entwickeln können; so wird es sich auch leicht zeigen, wo sich Lücken finden, welche bei einer unhistorischen Darstellung gar zu leicht verdeckt werden, und doch ist es besser, man weiss, was man nicht weiss, als dass man sich mit leerem Schein täusche. Für was sich | jedoch keine ganz passende Stelle in dieser 415 Darstellung findet, das kann sehr gut in Nachträgen zu irgend einer der 6 Abtheilungen behandelt werden, z. B. die Unterbedienten; denn, wie schon gesagt, das einzige Gesetz der Darstellung ist, eine klare und richtige Anschauung zu erwecken, nicht eitle Prunkerei mit Systemen.

Anders hätte die Ordnung bei anderm sein müssen; so würde Ref. die Lehre von der Manumissio nicht nach der Art der Freilassung behandelt haben (p. 72), sondern nach den aus der Freilassung entspringenden rechtlichen Folgen. Also

1) manumissi nach dem jus civile; solche, welche vindicta, censu oder testamento von dem Herrn, welcher sie ex jure Quiritium besass, freigelassen waren und danach zu jeder Zeit, so weit wir wissen, römische Bürger wurden;

2) manumissi nach dem jus praetorium, welche, auf unfeierliche Art freigelassen (inter amicos), nur von dem Prätor gegen das servire geschützt wurden. Cf. Fragm. V et Jurisc. ap. Dositheum § 6 (in der lateinischen Übersetzung bei Schulting Jurisprudentia antejustinianea p. 804): „Primum ergo videamus, quale est quod dicitur, eos, qui inter amicos veteres manumittebantur, non esse liberos, sed domini voluntate in libertate morari et tantum serviendi metu dimitti; antea enim una libertas erat: vindicta vel testamento vel in censu et civitas Romana competit manumissis, quae appellatur legitima libertas: hi autem, qui domini voluntate in libertate erant, manebant servi et manumissores audebant in servitutem denuo eos per vim ducere. Interveniebat Praetor et non sinebat manumissum servire. § 7. Omnia tamen tamquam servus adquirebat manumissori etc.“;

3) würde ich den Einfluss der LL. auf den Zustand der Freigelassnen nach der chronologischen Folge derselben darstellen.

So viel wollte Ref. von der Ordnung bemerken; ausser einer Änderung von dieser möchte aber gewiss Mancher mit ihm auch wünschen, dass Hr C. in der nächsten Ausgabe die

Hauptstellen der Alten, wie diess schon bei manchen Lehr geschehn ist, auch bei den übrigen anführen wolle, so da sich der für sich Studirende auch ohne den grossen Appar von neueren Schriften ein Urtheil bilden könne. — —

II.

Sanchuniathon's Urgeschichte der Phoenizier einem Auszuge aus der wieder aufgefundenen Handschrift v Philo's vollständiger Übersetzung. Nebst Bemerkungen v **Fr. Wagenfeld.** Mit einem Vorworte von Dr. G. F. Grot fend, Director des Lyceums zu Hannover. Mit einem Fac mile. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhan lung. 1836. XXXII (von Grotefend) u. 96 (Auszug) S. 8.

Sanchuniathonis historiarum Phoeniciae libr novem graece versos a Philone Byblio edidit latinaque ve sione donavit **F. Wagenfeld.** Bremae 1837. Ex officina Car Schünemanni. IV u. 205 S. (von denen die Hälfte den gri chischen Text, die andere die lateinische Übersetzung enthäl

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, 1837, XIX, S. 322.

Die Geschichte der angeblichen Wiederauffindung v Philo's Übersetzung des Sanchuniathon haben wir wohl kau nöthig in's Gedächtniss zurückzurufen. Die Sache ist no zu neu und wir heben daher nur die Hauptmomente herv Die erste Nachricht davon wurde bekanntlich in der Hannöv schen Zeitung 1835 den 31sten October mitgetheilt. Die Han schrift sollte sich in einem Kloster St. Maria de Merinhao Portugal erhalten haben und durch sehr sonderbare Umstän in die Hände des Hrn Wagenfeld in Bremen gekomm sein. Ungefähr in der Mitte des Juni 1836 erschien sch der zuerst rubricirte Auszug. Manche Eigenthümlichkeit des Inhalts, insbesondere die darin mitgetheilten Gedicht konnten nicht umhin im ersten Augenblick einen günstig Eindruck zu machen; dieser aber wurde sehr bald dur Wagenfeld's Weigerung, genaueres über die Handschrift mi zutheilen, und durch die unzweifelbare Nachweisung ein dichten Lügengewebes, in welches er alle seine früher

Angaben gehüllt hatte, nicht wenig erschüttert, und die Zweifel an der Existenz einer alten Handschrift von Philo gewannen so schnell und so sehr die Oberhand, dass Hr Grotefend schon den 12. Juli in der Hannövrischen Zeitung seine Meinung dahin abgab, dass er moralisch von einem litterarischen Betrug überzeugt sei. Der jüngere Grotefend wies einige Zeit nachher in einer besonderen kleinen Schrift die vielen Lügen, welcher man sich in den Angaben über Fundort, Fundweise und bei Verbreitung der Nachricht im Publikum schuldig gemacht hatte, speciell nach. Doch | folgte aus allem diesem 323 nichts entschiedenes gegen die Ächtheit des Werks selbst, dessen Auszug erst herausgegeben war. Es war gar nicht unmöglich, dass Hr Wagenfeld, oder wer immer Besitzer der angeblichen Handschrift gewesen sein mochte, zum Besitz derselben auf eine Art gelangt war, welche sich nicht ohne Nachtheil für den jeweiligen Besitzer der Wahrheit gemäss veröffentlichen liess. Der Inhalt des Auszugs bestand zwar aus manchen Dingen, welche sehr auffallend waren, aber keinesweges liessen sich solche Irrthümer oder Unwahrscheinlichkeiten nachweisen, aus denen eine litterarische Betrügerei mit objectiver Entschiedenheit hervorginge. Im Gegentheil sprachen, wie schon bemerkt, die darin vorkommenden Gedichte, welche im ächt orientalischen Charakter gehalten sind und unserer Überzeugung nach nichts weniger als misslungen genannt werden können, ferner der häufige Widerspruch gegen die Nachrichten der Alten einigermassen zu Gunsten der Ächtheit. Denn verkennen liess sich nicht, dass, wenn der Auszug eine Erfindung war, der Verf. derselben eine nicht ganz unbedeutende Kenntniss der Quellen der phoenicischen Geschichte besass, so dass man in Beziehung auf Abweichungen von alten Nachrichten nicht einer Unwissenheit die Schuld geben kann, sondern im Fall des Betrugs einer feinen und ihren Zweck — da man sich zu solch einer Annahme nicht so leicht entschliesst — nicht ganz verfehlenden Schlauheit. So musste denn ein Endurtheil nothwendig bis zur Erscheinung des Textes selbst aufgespart werden, und wir können nicht umhin dem Hrn Wagenfeld unsern Dank dafür auszusprechen, dass er uns nicht gar zu lange in Ungewissheit liess.

Der sogenannte Philo liegt jetzt vor uns. Aber in welch seltsamem Zustand! Keine Sylbe wird über die Handschrift

mitgetheilt, aus welcher dieser Text geflossen ist, obglei
Hr Wagenfeld eine solche Mittheilung ausdrücklich ve
sprochen hat. Mit einer sehr artigen Wendung wird Grote
fend's Erklärung vom 12. Juli folgendermassen von Hr
Wagenfeld in der Vorrede ausgelegt: „quod postea, mini
momenti nisus argumentis (Grotefend), operis veritatem i
dubium revocare ausus sit, non tam, quod adulterinum es
librum revera sibi persuasum habuerit, ab eo factum es
suspicor, quam, ut-quendam quasi stimulum mihi admover
operis quam celerrime edendi. Quod quidem fuit supervac
neum, cum ipse jam versarer in opere edendo". Einige Zeile
weiter heisst es in Beziehung auf die Frage über die Äch
heit: „Equidem, quae in ejus defensionem plurima dixi, n
repetam, ne oleum et operam perdidisse videar". Wir erinne
uns nicht, dass Hrn Wagenfeld's in der Bremer Zeitun
erschienene Aufsätze auch nur den geringsten Eindruck a
uns gemacht hätten. Aber glaubte denn Hr Wagenfe
wirklich, dass ein Buch, wie dieses angeblich philonisch
durch sich selbst, ohne weitere Angaben über die Handschri
324 das Publikum befriedigen | könne? Weiss er nicht, dass me
dazu gehört, als 70—80 weitläuftig gedruckte Seiten Gri
chisch — denn mehr bleibt nicht, wenn man die eusebia
schen Fragmente abzieht — um von der Ächtheit eines solch
Buches zu überzeugen? Ahnet er nicht, dass ein solch
Griechisch, von dem er selbst fühlt, dass es nicht sehr da
gemacht sei, für die Ächtheit des Buchs einzunehmen [1], od
vielmehr ein noch viel besseres fast ein jeder schreiben könn
der sich ein wenig darin übt? Weiss er nicht, dass littera
rische Betrügereien keine so überaus seltene Erscheinung sin
und dass er es dem Publikum gar nicht so sehr verarge
darf, wenn es sehr wenig auf sein, durch die, in Beziehun
auf Fundort u. s. w., früher gegebenen Mittheilungen nich
ganz vorwurfsfrei gebliebenes Gesicht giebt und etwas besser
Autoritäten fordert, als kahle 80 Seiten Griechisch geben, eh
es diesen angeblichen Philo-Sanchuniathon anerkennt? Wen
Hr Wagenfeld sich hierdurch noch nicht bewogen fühl
seine Handschrift irgendwie dem Urtheil competenter Richte

[1] Praef. S. 2: „Noli de hujusmodi (?) operibus judicare ex dicendi form
larum discrepantia ab usu antiquioris temporis Graecorum, sed ex ipso" u. s. w

zu unterwerfen, so können wir nicht umhin hinzuzufügen, dass wir aus dem von ihm gegebenen Abdruck uns mit grosser Entschiedenheit überzeugt zu haben glauben, dass gar keine alte Handschrift der Art existire, und dass diese Überzeugung schwerlich durch etwas anders, als durch die allergültigsten Zeugnisse schwankend gemacht werden könne. Denn dieser Codex müsste so viel seltsame Wunderbarkeiten enthalten, dass er, wenn er existirte, nicht blos seines Inhalts, sondern auch vieler anderer sonderbarer Zufälligkeiten wegen den ersten Platz in einem Raritätencabinet verdiente. Diese Handschrift, welche ein Buch enthält, welches, seitdem es Porphyrius gebraucht hatte, fast verschollen ist und, wenn sie ächt ist, wohl ziemlich alt sein müsste, ist doch so gut erhalten, dass sie nur eine einzige unbedeutende Lücke darbietet, indem in dem Worte ἡγεμονήσαντος (S. 204) die Sylben ησαν fehlen. Ferner muss diese Abschrift von einem so überaus sorgsamen Abschreiber herrühren, wie sich wohl nicht leicht einer finden möchte. Vom 1. bis zum 9. Buche bietet sie nichts dar, was dem Hrn Wagenfeld einem Irrthum ähnlich sah, was corrumpirt wäre, von der gewöhnlichen Orthographie abwiche u. s. w. Oder müssen wir vielleicht annehmen, dass Hr Wagenfeld alles der Art emendirte, um seinen Lesern die Mühe zu sparen, sich den Kopf zu zerbrechen, und seine Emendationen stillschweigend in den Text setzte, um der Ehre seiner Handschrift nicht zu nahe zu treten? Doch mag es sein, dass eine solche rara avis von Codex wirklich existiren könne — wie aber deuten wir es, dass das erste | Buch dieses angeblichen Philo fast von Sylbe zu 325 Sylbe ausser, wo es nothwendig abweichen muss, mit den aus Eusebius bekannten Fragmenten übereinstimmt? Sollte Eusebius so genau im Ausziehen von Stellen aus dem Philo-Sanchuniathon haben verfahren können? eine solche Übereinstimmung wäre schon an und für sich unmöglich; sie wird es noch mehr, wenn man bedenkt, was wir hier nicht weiter ausführen wollen, dass Eusebius höchst wahrscheinlich den Philonischen Sanchuniathon gar nicht vor sich hatte, sondern [[nicht]] mehr als Porphyrius Mittheilungen daraus. Doch noch mehr! Dieser Codex stimmt in Beziehung auf die von Eusebius erhaltenen Fragmente nicht blos im Allgemeinen mit diesem überein, sondern ganz speciell mit der Orelli'schen

Ausgabe derselben, und hier geht die Übereinstimmung
weit, dass er nicht blos die von Orelli nur unter den T
gesetzten Conjecturen στήλας τε für στήλας δὲ (S. 6, vgl.
S. 8) und τοῖςδε für τοιοῖςδε (S. 10, Or. S. 12) enthält, sond
sogar drei darin vorkommende, leicht zu verbessernde Fehl
nämlich ἐκκριφέντες für ἐκριφέντες (S. 20, vgl. Or. S. 28), πα
καθήκη (S. 28, vgl. Or. S. 40) für παρακαταθήκη und εἵρασ
ebendaselbst für εἴργασται[1]; die beiden ersten Fehler werd
zwar in dem Druckfehlerverzeichniss verbessert, allein hind
das im Mindesten, schon aus ihnen und dem dritten Feh
allein den Schluss zu ziehen, dass man über das Ganze d
Stab brechen müsse? Accente hat der Codex, dem ang
lichen Facsimile nach, nicht; die Accentfehler im ersten Buc
sind dennoch zum Theil dieselben wie bei Orelli, so κρηπ
Τιτάνες; auch sie sind verbessert so gut wie ὑβρέως, all
Schlüsse daraus zu ziehen, ist dennoch erlaubt.

Doch wir wollen das erste Buch des angeblichen Ph
mit dem von Eusebius erhaltenen Fragment genauer v
gleichen: Hrn Wagenfeld's Philo beginnt: Πρέπει μὲν ἑκάσ
τῶν προγεγενημένων εἰδέναι θαυμαστὰς πράξεις καὶ ἔργα, τῷ
ἰδιώτῃ παρέχοντα ἑαυτοὺς ὑπὲρ τοῦ κοινοῦ καθιερευσάντων πα
δείγματα πολλὰ καὶ μιμητέα, τοὺς δὲ τὰς πόλεις ἐπιτετραμμέν
ἀποτρέποντα τῆς ὑβρέως (sic! in dem Druckfehlerverzeichn
verbessert), τὴν δίκην καταφρασαμένους, ὡς λέγει ὁ ποιητής, τ
βασιλήων, οἵ λυγρὰ νοσοῦντες, ἄλλῃ παρακλίνουσι δίκας. Ἀβ
λίβνας οὖν, ὁ τῶν Βυβλίων βασιλεύς, τὰ μὲν τῶν θεῶν καὶ τ
ἀνθρώπων βουλόμενος μαθεῖν, ἐξευρὼν δὲ τὰ μὲν ἀνθρώπεια εἰδότ
ὀλίγους, ἀδιάφθαρτα δὲ τὰ θεῖα ἐπιστάμενον οὐδένα, τὰς συγγραφ
μετεπέμψατο παλαιὰς καὶ Σαγχουνιαθῶνα[2] τὸν γραφέα πάντα τα
ἐκέλευσεν ἐξερευνησάμενον ἀναγράψαι. Nun folgt wörtlich d
326 Fragment bei | Eusebius: Τούτων οὕτως ἐχόντων ὁ Σαγχουνιάθ
ἀνὴρ πολυμαθὴς καὶ πολυπράγμων γενόμενος καὶ τὰ ἐξ ἀρχῆς, ἀ
οὗ τὰ πάντα συνέστη, παρὰ πάντων εἰδέναι ποθῶν, πολύφρον
σικῶς[3] ἐμάστευε τὰ Τααύτου, εἰδώς, ὅτι τῶν ὑφ' ἡλίῳ γεγονότ
πρῶτός ἐστι Τάαυτος ὁ τῶν γραμμάτων τὴν εὕρεσιν ἐπινοήσας, κ
τῆς τῶν ὑπομνημάτων γραφῆς κατάρξας. Was den Satz betri

[1] Die Ed. Rob. Stephani Lutet. 1564 hat keinen dieser drei Fehler.
[2] So im Text für Σαγχουνιάθωνα.
[3] Man lese πολυφροντιστικῶς.



mit welchem der Wagenfeld'sche Philo beginnt, so ist er sehr allgemein gehalten und passt wenig zu der übrigen Einleitung, welche nur auf die Urgeschichte Rücksicht nimmt. Er beruht zum Theil auf Porphyrius De abst. II, § 56. Der zweite Satz schreibt Adonilibnas einen besonderen Befehl zu, nach welchem Sanchuniathon seine Geschichte habe verfassen müssen. Aus Eusebius Praep. X, 11 erfahren wir, dass Sanchuniathon der Berytier seine Geschichte dem König von Berytos Abelbal gewidmet habe. Wie wenig beide Sätze mit dem folgenden Eusebianischen Fragment in Verbindung stehen, wie dessen Anfangsworte τούτων οὕτως ἐχόντων etwas ganz anderes als vorhergegangen voraussetzen lassen, bedarf kaum mehr als der Bemerkung. Bei Eusebius folgt alsdann: Καὶ ἀπὸ τοῦδε ὥσπερ κρηπῖδα βαλλόμενος τοῦ λόγου, ὃν Αἰγύπτιοι μὲν ἐκάλεσαν Θωὺθ, 'Αλεξανδρεῖς δὲ Θὼθ, Ἑρμῆν δὲ Ἕλληνες μετέφρασαν. Ταῦτα εἰπὼν ἐπιμέμφεται τοῖς νεωτέροις τοῖς μετὰ ταῦτα, ὡς ἂν βεβιασμένως καὶ οὐκ ἀληθῶς τοὺς περὶ θεῶν μύθους ἐπ' ἀλληγορίας καὶ φυσικὰς διηγήσεις καὶ θεωρίας ἀνάγουσι. Von diesem Satze bietet uns als philonisch die Wagenfeld'sche Ausgabe die ersten Worte bis μετέφρασαν. Augenscheinlich bilden diese aber nichts als den Vordersatz, zu welchem der mit ταῦτα beginnende Theil als Nachsatz gehört. Das ganze rührt von Eusebius her und ταῦτα bezieht sich auf das bei Eusebius sogleich folgende Fragment. So enthält dann der Wagenfeld'sche Philo nur einen halben Satz. — Die zunächst fehlenden Worte des Eusebius: λέγει δ' οὖν προϊὼν fehlen natürlich bei Hrn Wagenfeld und es kömmt sogleich das ihnen nachfolgende Fragment: 'Αλλ' οἱ μὲν — Ἕλληνας und zwar ohne Variante. Eusebius alsdann erscheinende Worte: Τούτοις ἑξῆς φησίν fehlen natürlich wieder. Das darauf folgende Fragment: Ταῦθ' ἡμῖν bis συντεθεῖσα stimmt aber wieder wörtlich. Dann kömmt bei Eusebius καὶ μεθ' ἕτερα. Diese Worte sind natürlich ausgelassen; die ἕτερα werden durch den Satz: Οἱ μὲν γὰρ τὰ ἑαυτῶν προελόμενοι, τῶν βαρβάρων φανεροί εἰσι καταφρονοῦντες καὶ τὰ τῶν ἔξω ἐκ παντὸς τρόπου ἀποφαυλίζοντες, ἐξαιρέτως δὲ τοῖς ἐν ἀνατολαῖς λοιδορούμενοι nicht unpassend ersetzt. Dann folgt das Eusebianische Fragment: Οὕτως bis ἱστορίας. Eusebius Worte: καὶ αὖθις μεθ' ἕτερα ἐπιλέγει fehlen natürlich wie-|der. Die ἕτερα sind: καὶ 327 γὰρ περὶ ἐνίων, ὧν οὐδὲ τὰ ὀνόματα ἴσασιν οἱ Φοίνικες, οὔτ'

'Αγήνορος οἱ Σιδόνιοι, οὔτ' οἱ Βύβλιοι τοῦ Βάλαντος, ὃν φ
ποιηταὶ Βύβλον τ' ἀγχίαλον καὶ Σιδῶν' ἀνθεμόεσσαν νι
τρικάρηνον, λόγους πεποιηκότες Ἕλληνες δῆλοί εἰσι τῶν Φο
τὰ μὲν διαφθαρόντες[2], τὰ δ' ὅλως ψευσάμενοι διὰ τὴν παλαι
Ἑλλάδος εἰς Ἀσίαν ζηλοτυπίαν. Τὴν μὲν οὖν ἀλήθειαν κα
Ἕλλησιν ἐκφανοῦντι δόξαν μοι τὴν τοῦ Σαγχουνιάθωνος μεί
νεῦσαι[3] διήγησιν. Der in diesem Zusatz enthaltene Hexa
ist sammt dem Anfang eines zweiten unbezeichnet gel
Von hier an folgt wiederum wörtlich das Eusebianische
ment von Προδιαρθρῶσαι an bis θεοὺς εἶναι; blos findet
wie schon bemerkt, Orelli's Conjectur στήλας τε für στ. δ
im Text. Eusebius Worte: Ταῦτα κατὰ προοίμιον ὁ Φίλω
στειλάμενος, ἑξῆς ἀπάρχεται τῆς τοῦ Σαγχουνιάθωνος ἑρμη
ὡδέπος τὴν φοινικικὴν ἐκτιθέμενος Θεολογίαν sind natürlicl
grössten Theil weggelassen; statt deren erscheinen hi
direkter Rede nur die Worte: Ἀπαρχώμεθα δὲ τῆς Σαγχ
θωνος[4] ἑρμηνείας.

Der Anfang der Theogonie bis ἄστρα μεγάλα stimmt w
fast ganz mit Orelli; nur πνοιὴν steht für πνοὴν und οἱ
in οὖν verwandelt; letztere Veränderung sieht eher eine
einem Raisonnement entstandenen Conjectur, als einer Va
ähnlich. Des Eusebius Worte Τοιαύτη bis φησὶν οὖν f
natürlich; das darauf folgende Fragment καὶ τοῦ bis
wiederholt sich fast ohne Variante; nur findet sich O
Conjectur τοῖςδε für τοιοῖςδε hier im Text und statt προγε
μένον: προγεγραμμένα, was wiederum eine sprachlich nicht
bare Conjectur ist. Eusebius Worte Τοιαύτη bis λέγων fe
aber das darauf folgende Fragment: Ταῦθ' εὑρέθη — ἐφώ
kehrt wörtlich wieder; nur ἐφώτισε statt ἐφώτισεν. Eus
alsdann folgende Worte: Ἑξῆς τούτοις ὀνόματα τῶν ἀ
εἰπών, Νότου καὶ Βορέου καὶ τῶν λοιπῶν fehlen, statt deren f
sich: Τέτταρες δ' ἐκ τοῦ πνεύματος ἐγεννήθησαν ἀδελφοί, μετ
τε καὶ ὑβριστικοὶ, καὶ ἐλαφροί· ἡλικίαν δ' ἔχοντες δεινὸν ἐ
μουν καὶ πολυχρόνιον πόλεμον, ὥστε μικροῦ ἐδέησαν ἀναστατο
διαφθεῖραι τὰ γενόμενα. Ἐπ' αἰτίᾳ τοιαύτῃ ὁ πατὴρ αὐτοῖ
γῆν διαδέδωκεν· Ὀρβίῳ μὲν κατατάξας τὰ πρὸς μεσημ

[1] Der Text hat νίκησαι.
[2] Der Text hat διαφθάροντες.
[3] Im Text μεθερμήνευσαι und Σαγχουνιαθῶνος.
[4] Im Text Σαγχουνιαθῶνος.

Τυφῶνι τὰ βόρεια, Κάδμῳ τὰ πρὸς ἡλίου ἀνατολὴν, Ῥαχίμῳ τὰ πρὸς ἑσπέραν. Ἀλλ' οὐκ ἐπαύοντο πολεμοῦντες καὶ ἐσβάλλοντες ἐς χώραν ὁ μὲν Ὄρβιος ἐς τὴν τοῦ | Τυφῶνος, ὁ δὲ Τυφὼν ἐς τὴν 328 τοῦ Ὀρβίου. (Τούτους οἱ Ἕλληνες μετέφρασαν, Τυφῶνα μὲν Βορέαν, Ὄρβιον δὲ Νότον). Πολλὰς δὲ ἄγοντες πρὸς γάμον γυναῖκας ἐξ αὐτῶν ἐποιήσαντο παῖδας πολλοὺς καὶ δεινοὺς, ἀνέμους γενομένους. — Jetzt folgt das Fragment bei Eusebius, und dieses ist das einzige, welches in Hrn Wagenfeld's Philo auf eine etwas abweichende Weise vorkömmt. Bei Eusebius heisst es: Ἀλλ' οὗτοί γε πρῶτοι ἀφιέρωσαν καὶ τῆς γῆς βλαστήματα, καὶ θεοὺς ἐνόμισαν, καὶ προςεκύνουν ταῦτα, ἀφ' ὧν αὐτοί τε διεγίνοντο, καὶ οἱ ἑπόμενοι, καὶ οἱ πρὸ αὐτῶν πάντες, καὶ χοὰς καὶ ἐπιθύσεις ἐποίουν. Καὶ ἐπιλέγει. Αὗται δ' ἦσαν αἱ ἐπίνοιαι τῆς προςκυνήσεως, ὅμοιαι τῶν [1] αὐτῶν ἀσθενείᾳ καὶ ψυχῆς ἀτολμίᾳ. εἶτα (φησὶ) γεγενῆσθαι ἐκ τοῦ Κολπία ἀνέμου, καὶ γυναικὸς αὐτοῦ Βάαυ, τοῦτο δὲ νύκτα ἑρμηνεύειν, Αἰῶνα καὶ Πρωτόγονον θνητοὺς ἄνδρας, οὕτω καλουμένους, εὑρεῖν δὲ τὸν Αἰῶνα τὴν ἀπὸ τῶν δένδρων τροφήν. Der Wagenfeld'sche Philo hat dasselbe nur folgendermassen umgesetzt und aus der Oratio indirecta in die directa verwandelt: Εἶτα γεγόνασιν ἐκ τοῦ Κολπία ἀνέμου καὶ γυναικὸς αὐτοῦ Βάαυτ (οὕτως ὀνομάζουσι νύκτα Φοίνικες) Αἰὼν καὶ Πρωτόγονος, θνητοὶ ἄνθρωποι οὕτω καλούμενοι· εὗρε δὲ τὴν ἀπὸ τῶν δένδρων τροφὴν Αἰών· οὗτοι δὲ πρῶτοι τῆς γῆς ἀφιέρωσαν βλαστήματα, καὶ θεοὺς ἐνόμιζον καὶ προσεκύνουν ταῦτα, ἀφ' ὧν αὐτοί τε διεγίνοντο καὶ οἱ ἑπόμενοι καὶ οἱ πρὸ αὐτῶν πάντες καὶ χοὰς καὶ ἐπιθύσεις ἐποίουν. Αὗται δ' ἦσαν αἱ ἐπίνοιαι τῆς προςκυνήσεως, ὅμοιαι τῶν αὐτῶν ἀσθενείᾳ καὶ ψυχῆς ἀτολμίᾳ. Das folgende Fragment beginnt bei Eusebius ἐκ τούτων τοὺς γενομένους u. s. w. in fortgehender indirekter Rede. Der Wagenfeld'sche Philo hatte das vorhergehende in direkter Rede. Hier folgt nun wieder indirekte und deswegen ist nach ἐκ τούτων eingeschoben φησὶν ὁ Σαγχουνιάθων. Im übrigen findet sich keine Abweichung bis Ἕλλησιν. Eusebius Worte Μετὰ ταῦτα — λέγων fallen natürlich wieder weg. Das nun folgende grosse Fragment (Orelli S. 14—34) findet sich mit folgenden ganz unbedeutenden Abweichungen im Wagenfeld'schen Philo S. 12—22 wieder. S. 12 (Wagenf.) ist nach Ἐκ τούτων das Wort φησὶν (Or. S. 16) ausgelassen. S. 14 (W.) ist Eusebius

[1] Muss heissen τῇ.

Βαράτῳ πατρί· καμήλῳ δὲ τὴν χώραν διελαύνων τὰ ἱερὰ διεφύλαξε καὶ τοῖς ἀπὸ τοῦ Οὐρανοῦ ἐβοήθησεν. Hier wird augenscheinlich der indische Purus und Bharatas eingeführt, damit die in der Expedition nach Ceylon vorkommenden Indica weniger auffallen. Dann folgt wieder fast ganz übereinstimmend das Eusebianische Fragment S. 34—40 bei Orelli. Nur hat Hr Wag. S. 24 Z. 4 v. u. das richtige Καβείροις statt Orelli's Καβήροις; S. 26 Z. 1 διετύπωσε, wo Or. διετύπωσεν; ebendaselbst Z. 16 ist φησὶ wieder ausgelassen und für Orelli's Druckfehler ὑπομνηματίσαντα findet sich ein seine Entstehung daraus verrathendes ὑπομνηματίσαντο; das richtige ist natürlich ὑπεμνηματίσαντο. S. 28 endlich hat Hr Wag. ganz wie Or. παρακαθήκην und εἴρασται. |

Wir haben in diesem ersten Artikel blos das erste Buch 330 des Wag. Philo berücksichtigen wollen; doch können wir nicht umhin zu bemerken, dass Hr Wag. dem von Eusebius etwas weiterhin im ersten Buch seiner Praeparatio bewahrten Fragment (bei Or. S. 45) eine überaus seltsame Stelle im 2. Buche seines Philo angewiesen hat (S. 46), wo es ebenfalls ganz übereinstimmend wieder erscheint. Nur liest er ὁ Τάαυτος καὶ οἱ μετ' αὐτοῦ Φοίνικες, während bei Eusebius ὁ Τάαυτος καὶ μετ' αὐτὸν αὖθις Φοίνικες vorkömmt.

Überschauen wir die Vergleichung, so sehen wir zunächst eine bis in's Unmögliche gehende Übereinstimmung mit dem Eusebianischen Auszug. Sogar die Worte, durch welche sich bei Eusebius der Auszug kund giebt, φησὶ und ähnliches, sind gewöhnlich beibehalten und nicht allein beibehalten, sondern sogar an einer Stelle, wo es Eusebius gar nicht hat, φησὶν ὁ Σαγχουνιάθων eingeschoben. War Philo's Buch eine Übersetzung, wofür es Eusebius und auch Wag. ausgeben, so konnte dieser Ausdruck nimmermehr so häufig wiederkehren. In den übrigen 8 Büchern hat sich der Vf. auch mehr vor dessen Gebrauch gehütet, und er erscheint nur in der Recapitulation zu Anfang des 3., 4., 5., 6. und 9. Buches. Die Abweichungen vom Eusebianischen Text reduciren sich auf einige seltene und unbedeutende Versetzungen von wenigen Wörtern, Verwandlung einer indirekten in direkte Rede, eines Verbum finitum in ein Participium und bisweilen Auslassung von φησὶ. Die neuen Zuthaten passen zu den alten Fragmenten, wie diess ein jeder von selbst sieht, äusserst wenig.

Berücksichtigen wir aber ferner, dass dieses ganze Buch fast durchgehends und sogar in mehreren Druck- und andern Fehlern mit der Orelli'schen Ausgabe der Sanchuniathonischen Fragmente übereinstimmt, so müssen wir daraus schliessen, dass entweder der Herausgeber seinen sogenannten Codex nach dieser Recension verbessert hat, oder das ganze ein Betrug ist, und der Verf. dieses Machwerks auf eine sehr plumpe Weise den Orelli'schen Text geradezu abgeschrieben hat. Für diese zweite Annahme sprechen schon einigermassen die oben angegebenen Umstände und vieles andere, was wir für einen zweiten Artikel versparen, wenn er noch nöthig sein sollte. Wenn der Hr Wagenfeld der ersten Annahme gemäss wirklich eine so gottverlassene und verstandeslose Kritik geübt hätte, so wird er jetzt nicht umhin können, die Lesearten, welche sein sogenannter Codex enthielt, mitzutheilen. Hat dieser keine andern als die Orelli'schen, so darf man die Sache hiermit für abgethan ansehen. Werden wirklich abweichende Lesearten vorgebracht, so wird sich weiter rechten lassen.

Schon jetzt können wir aber nicht umhin, aus dem Umstand, dass der Herausgeber eine so crasse Ignoranz in den 331 gewöhnlich-|sten und bekanntesten Regeln über die griechische Accentuation zeigt, den Schluss zu ziehen, dass er selbst schwerlich die Fähigkeit besass, acht Bücher, wenn auch schlechtes Griechisch zu schreiben; wir halten ihn daher fast für den Betrogenen und fordern ihn auf, durch offene Mittheilung der das Manuscript begleitenden wahren Umstände seine Reue an den Tag zu legen und den eigentlichen Betrüger entlarven zu helfen. Wir schliessen hiermit diesen Artikel, dessen Flüchtigkeit der Gegenstand, welchen er behandelt, hinlänglich entschuldigt. Dass hier ein äusserst plumper litterarischer Betrug vorliege, springt jedem sogleich in die Augen; dem Erweise desselben eine längere, ernste, zeitraubende Beschäftigung zu widmen, wäre daher unverzeihlich und für eine so plumpe Lüge zu viel Ehre. Wir haben diesen Artikel sogleich nach Durchlesung des Buches aufgeschrieben, um zu verhüten, dass diese litterarische Betrügerei so wenig, wie noch möglich, zu einer pecuniären werde, wozu sie sich bei der Neugierde, welche die Ankündigung des so lang ausposaunten Buchs erregt hat, und bei

dem schamlos theuren Preis (2 Thaler für 12 Bogen und einige Seiten, von denen die Hälfte eine lateinische Übersetzung einnimmt) leicht qualificiren könnte.

III.

Amsterdam, bei J. Muller u. Comp. Horapollinis Niloi Hieroglyphica. Edidit, diversorum codicum recenter collatorum, priorumque editionum varias lectiones et versionem latinam subjunxit, adnotationem, item hieroglyphicorum imagines et indices adjecit **Conradus Leemans,** Phil. theor. Mag. Lit. hum. Doct. (8.) IV, XXXVI und 446 Seiten und 3 lithographierte Tafeln.

Götting. gel. Anzeigen, 1838, St. 50-51, S. 498.

Die zwei Bücher Hieroglyphica, welche nach der Überschrift der Handschriften von einem Philippus aus dem Ägyptischen des Horapollo ins Griechische übertragen sein sollen, haben seit mehr als 100 Jahren keine Ausgabe erlebt, und es ist daher vorweg als ein Verdienst des Hn Leemans anzuerkennen, dass er sie durch seine Edition wieder zugänglicher gemacht hat. Eine solche war aber gerade jetzt um so wünschenswerther, da bei dem Aufschwunge, welchen das Stu-|dium des ägyptischen Alterthums in unsern Tagen ge- 499 nommen hat, häufig auf diese Bücher recurriert ward, und das harte, ihnen allen Werth absprechende Urtheil, welches insbesondere gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihnen lastete, in Folge von mannigfachem Zusammentreffen ihres Inhalts mit den Resultaten der neuesten Forschungen sehr gemildert werden musste, so dass sie wieder in nahe Verbindung mit den Forschungen aus den Monumenten gebracht wurden. Diese Verbindung hat auch Hr Leemans nicht unberücksichtigt gelassen, sondern sich das Verdienst erworben, alle Beispiele des Zusammentreffens aus den Schriften über die Hieroglyphen zu sammeln und die Zeichen in der Gestalt, in welcher sie auf den Monumenten erscheinen, lithographiert beizufügen. Dass er aber, um so vollständig als möglich zu

sein, nicht bloss die hierher gehörigen Erklärungen von Champollion, sondern auch die von Seyffarth und die ganz verkehrten von Goulianoff, Klaproth anführt ohne, mit Ausnahme sehr weniger Stellen, sich auch nur ein Urtheil zu erlauben, scheint uns das Maass der Bescheidenheit zu sehr zu überschreiten, als dass wir es noch lobenswerth finden könnten. Zur Feststellung des Textes benutzte der Hr Herausg. ausser den in den früheren Ausgaben vorliegenden Hülfsmitteln noch drei Pariser Handschriften, von denen Bachmann zwei verglichen hatte und er selbst eine vergleichen liess, doch haben diese Handschriften überaus wenig beigetragen, um über die Masse von corrupten und lückenhaften Stellen, an denen dieses Werkchen leidet, Licht zu verbreiten. Dagegen ist manche schöne Conjectur, insbesondere von Reuvens (z. B. S. 330) mitgetheilt, von der es Schade ist, dass sie nicht 500 sogleich im Texte eine Stelle erhielt. Des Hn | Herausgebers Adnotatio umfasst fast alles, was für die Erklärung bis jetzt geleistet ist, da er die Absicht hatte, durch seine Ausgabe die Zuziehung der früheren unnöthig zu machen. Einiges vermissen wir jedoch. In den Prolegomenen wird insbesondere über den Werth des Werks und den Verfasser gesprochen; jedoch auch hier finden wir nur Ansichten von andern, keine, auf genauere Betrachtung des Inhalts und der Form gegründete, eigene. Das Werk in der Gestalt, wie es uns jetzt vorliegt, ist gewiss erst in sehr später Zeit abgeschlossen und ein Gemisch von werthvollen und werthlosen Notizen, geschöpft aus verschiedenen Werken, von denen wohl nur eins, das, aus welchem die besseren Partien des ersten Buches stammen, Deutungen von wirklichen Hieroglyphen enthielt. In diesem scheinen fast lexikonartig Zeichen erklärt zu sein und zwar in längeren Artikeln, welche der Epitomator und Übersetzer zerstückte und auszog, indem er mehr sein Augenmerk auf die bezeichneten Gegenstände, als auf die Zeichen richtete. Ein Beispiel eines längeren Artikels der Art ist noch I, 6: τί δηλοῦσιν ἱέρακα γράφοντες, zu welchem auch I, 7 gehört, ἔτι γε μὴν καὶ ἀντὶ ψυχῆς ὁ ἱέραξ τάσσεται beginnend, und I, 8 zur Hälfte, welches auch die Bedeutung von Habichten angibt. Ein ähnlicher längerer Artikel ist I, 11, wozu noch theilweis 12; ferner I, 13. 14. 15. 16 und so andere. Sonst finden sich die Angaben mehr von der Seite aufgefasst, wie





Begriffe bezeichnet werden, z. B. I, 1 αἰῶνα σημαίνοντες, I, 2 κόσμον βουλόμενοι γράψαι u. s. w., wo aus längeren Artikeln nur eine einzelne Notiz aufgenommen zu sein scheint. Dies zeigen Beispiele wie I, 17. 18. 19. 20. 21, wo lauter Gegenstände einzeln angegeben werden, | welche durch Löwen 501 bezeichnet werden; im Originale war dies gewiss ein längerer Artikel, wie I, 14. An die werthvollen Partien des ersten Buches lehnt sich II, 1—30, welches mit wenigen Ausnahmen ebenfalls aus guten, der ägyptischen Hieroglyphen kundigen Quellen entlehnt zu sein scheint. Hier fehlt grösstentheils die Angabe des Grundes der Bezeichnung, welche im ersten Buche und in dem übrigen Theile des zweiten fast immer hinzugefügt ist, aber wohl überaus selten als richtig anzuerkennen sein möchte. Was in II, 31—118 enthalten ist, bietet wohl schwerlich ägyptische Hieroglyphen, sondern vielleicht gar nur Notizen aus einer, bei den mystischen und symbolischen Bestrebungen der ersten Jahrhunderte nach Chr., gebildeten, oder sich bilden wollenden symbolischen Sprache. Die ägyptischen Monumente bestätigen wenigstens keine der darin gemachten Angaben, und die Bezeichnungen und Deutungen sind überaus unzusammenhängend. Hiernach lässt sich als wenigstens nicht unwahrscheinliche Conjectur über die Angabe des Horapollo als Verfasser des Originals annehmen, dass die bedeutenderen Partien des Buches in der That aus einem Werke dieses Grammatikers flossen, welcher unter Theodosius lebte; dass dieses Werk aber dessen von Suidas erwähnte Τεμενικά waren, ist, zumal da diese griechisch abgefasst waren, eine zu gewagte Behauptung; es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass ein Buch von ihm über die Hieroglyphen in ägyptischer Sprache existierte, dessen Nichtanführung bei Suidas sich eben dadurch erklären lässt, dass es in einer fremden Sprache geschrieben war. Über den Übersetzer wissen wir nichts; dass er in sehr später Zeit lebte, zeigt die Sprache. — Zu bedauern ist, dass Hr Leemans zur Zeit der Ab-|fassung 502 seines Buches Peyron's koptisches Lexikon noch nicht benutzen konnte und sich überhaupt keine Kenntniss des Koptischen verschafft zu haben scheint. Er würde sonst mit mehr Bestimmtheit über die vorkommenden ägyptischen Wörter haben sprechen können. So ist z. B. das I, 55 vorkommende χουχούφα in der That ägyptisch und lautet im Koptischen

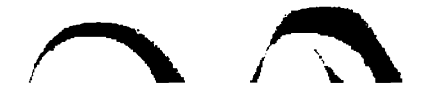
koukouphat, der Wiedehopf; bemerkenswerth scheint uns, dass auch im Sanskrit ein Vogel (the wild cock, gallus Phasianus bei Wilson) *kukkubha* heisst. Auch manche Angabe würde Hr Leemans aus dem Koptischen haben sichern können; z. B. I, 29 heisst es, dass die Ägypter den Donner ἀέρος φωνήν nennen; hier liess sich das koptische Wort *hrou*ᵉ*mpe* Donner von *hroou* Stimme und *pe* Himmel anführen (ᵉ*m* ist Casuszeichen); dagegen ist das nach Kircher angeführte *pi kori* (I, 8 S. 156) und das nach Klaproth verglichene *misi* (I, 59 S. 289) in der Bedeutung Schlange unbelegt. Bei dem bis jetzt unerklärt gebliebenen ἀμβρής (I, 38) erinnern wir an das koptische *amre* oder *ambre* artifex cibi; ohne in eine genauere Entwickelung hier einzugehen, bemerken wir nur, dass wir bei dieser Zusammenstellung auf Hesychius' ἀμβρίζειν· θεραπεύειν ἐν τοῖς ἱεροῖς fussen, welches augenscheinlich hierher gehört, und glauben, dass *amre, ambre,* welches in den christlich-koptischen Schriften nur „Koch" heisst, früher Priester bedeutete.

IV.

London. Published for the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. By John W. Parker. Ancient and modern Alphabets of the Popular Hindu Languages of the Southern Peninsula of India. By Captain **Henry Harkness**, M. R. A. S. 1837. Quart.

Götting. gel. Anzeigen, 1839, St. 81, S. 801.

802 Wir erhalten hier auf 36 lithographierten | Seiten eine Sammlung von Alphabeten, welche in den Sprachen des südlichen Dekhans angewandt werden. Jede Seite enthält zuerst die Formen der Devanâgarî-Schrift, dann das Grantha-Alphabet, womit das Alphabet der Grantha-Malabarica Sprache gemeint ist, welche durch diesen Namen von der gewöhnlichen Malabarischen, Malayâla genannt, geschieden wird; die dritte Abtheilung enthält die Formen der Telugu-Schrift, die vierte die der Karṇâṭaka, die fünfte die der Malayâla oder Malayalma, welche Schreibart hier vorgezogen ist, die sechste die des Tamiḷ, hier Tamizh genannt. Die Malayalma-Schrift umfasst



zugleich die Schrift der Tuḷuva-Sprache, welche in der Gegend des jetzigen Canara gesprochen wird. Für jede dieser Schriftarten sind mehr oder weniger Quadrate bestimmt, je nach der Anzahl der Verschiedenheiten, welche sich in der schriftlichen Bezeichnung eines Buchstaben vorfanden. Jeder Laut in Devanâgarî hat z. B. 6 Quadrate, von denen mehr oder weniger ausgefüllt sind; diese Einrichtung macht es dem Eigenthümer dieser Sammlung möglich, durch Eintragen der nachträglich hinzu kommenden Charactere in die offen gelassenen Quadrate die Sammlung zu vervollständigen. Ein kleiner Punkt im Quadrate bezeichnet angegebene Formen als alterthümlich. Die letzte Seite gibt die den fünf letzten Abtheilungen eigenthümlichen consonantischen Lautzeichen, die für ĕ und ŏ sind schon in die allgemeinen Tabellen aufgenommen. — Wir können diesen Beitrag zur Kenntniss der aus der alten Sanskritschrift hervorgegangenen Alphabete nur mit dem grössten Danke begrüssen, und obgleich diese Sammlung im Verhältniss zu der reichen Zeugung, welche aus dem, durch Prinsep's Bemühungen entdeckten, für uns ältesten | Buchstabensysteme des Sanskrits hervor gegangen ist, nur einen sehr beschränkten Kreis umfasst, so wird doch auch sie ohne Zweifel für die Entzifferung älterer Inschriften von manchem Einfluss sein können. Denn es lässt sich nicht verkennen, dass auch in der Ausbildung alphabetischer Zeichen, zumal da, wo sie der Schrift überlassen blieb, von sehr alter Zeit her gleichmässige Einflüsse bei einem und demselben Volke walteten, wodurch es möglich wird, selbst durch Hülfe sehr später Ausbildung weit ältere Formen mit Sicherheit wieder zu erkennen. Für die hier mitgetheilten ist die Primärform in der von Babington entzifferten Schriftweise auf den Denkmalen von Mahamalaipur zu suchen (man vgl. die Tafeln in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II).

803

Da der vorzüglichste Nutzen von dieser Alphabetsammlung — wenigstens vom historischen Standpunkte aus — für die Entzifferung von Inschriften und vielleicht Münzen des südlichen Indiens erwartet werden darf, in dieser Beziehung aber so sehr vieles in letzter Zeit für das nördlichere auf eine überraschende und kaum geahnete Weise geschehen ist, auf dem Felde der indischen Alterthumskunde aber alles eng in einander greift, so erlaubt sich Ref. eine kleine, wenn gleich

etwas entfernt herbei gezogene, doch für diejenigen, welche die Gegenstände der neuesten Entdeckungen interessieren, nicht ganz unerwünschte Bemerkung. Eine der bedeutendsten Fundgruben für die auf die ältere indische Geschichte so vieles Licht werfenden Entdeckungen war die gewöhnlich Tope von Manikyâla genannte Cupola. Dieser Name Manikyâla zog schon vielfache Aufmerksamkeit auf sich, ohne dass man ihn erklären konnte; dass der erste Theil, *maṇi,* das skr. Wort | 804 sei, welches eigentlich Edelstein, Perle bedeutet und ein gewöhnlicher Beiname des Buddha ist, hatte man zwar schon vermuthet, aber da man die Bedeutung von *kyâla* nicht kannte, welches aufs Gradewohl Stätte übersetzt ward, hatte auch diese Vermuthung noch keine Sicherheit (vergl. Ritter Asien V, 112). In Beziehung auf letzteres will ich nun bemerken, dass die Aussprache, welche die Engländer durch *ky* ausdrücken, eine im nördlichen Indien verbreitete Vertretung des skr. *ksh* ist; den Beweis sogleich. Da nun ferner der Wechsel zwischen *r* und *l* an und für sich natürlich ist, sich aber auch insbesondere in den aus dem Sanskrit hervorgegangenen Dialekten findet, wie erst in letzter Zeit wieder die von Prinsep gelesene Inschrift des Açoka zeigte, von welcher in unsern Blättern schon die Rede war, so dürfen wir in *kyâla* das sanskritische *kshâra* erkennen; *kshâra* heisst aber Asche und *maṇikshâra* Asche des Buddha, wörtlich: Perlasche, wie man man in China Buddhas Reliquien nennt (Ritter Stupas S 155), und diese Bezeichnung stimmt ganz und gar überein mit der Beschreibung des Verfahrens bei Aufbewahrung von Heiligenreliquien im buddhistischen Cultus, welche Csoma Cörösi gibt (bei Ritter a. a. O.). Seine eigenen Worte sind (Journ. of the As. Soc. of Beng. Nov. 1834, No. 35, p. 570): „The ashes of the burnt bones of the deceased person being mixed with clay and with some other things (some times with powdered jewels or other precious things), worked into a sort of dough, being put into moulds, are formed into little images, and then deposited in small pyramidbuildings" u. s. w. Der Beweis 805 für diese Vertretung von skr. *ksh* durch *ky* wird uns eben-|falls zu einer interessanten Bemerkung führen. Das persische Wort, welches die Griechen σατράπης, ἐξατράπης, σατραπηνός (vergl. selbst ἐξαιθραπεύοντες bei Böckh Corp. Inscriptt. 2691, c), die Juden אחשדרפן wiedergeben, hat bis jetzt noch keine



entschiedene Erklärung gefunden; Pott (Etymol. Forschungen I, LXVIII), welcher zuletzt diesen Gegenstand behandelte, neigte sich zu der Ansicht, dass skr. *kshetra* Land und *pâ* herrschen die Bestandtheile dieses Wortes bilden, und auch ich war ihr gelegentlich beigetreten (in der mit Stern herausgegebenen Schrift: Über die Monatsnamen einiger alter Völker, S. 188). Seltsamer Weise ist allen, welche bisher indische Alterthümer behandelten, die schon im ersten Theile der Asiatic Researches (S. 126) herausgegebene Inschrift entgangen, welche unter anderen höchst wichtigen Materialien bei Aufzählung der indischen Staatsbeamten auch in der englischen Übertragung den *kyotropo,* in der Inschrift selbst aber deutlich *kshatrapa* (Facsimile II, 11) nennt; er ist der 18te in der Reihenfolge und wird von Wilkins „supervisor of cultivation" erklärt, auf welche Autorität, weiss ich nicht. Wörtlich übersetzt bedeutet es „Commandeur der *kshatra* (Kriegerkaste)". Das Wort fehlt zwar in den mir zugänglichen indischen Lexicis, aber eine bessere Autorität als die dieser Inschrift bedarf es nicht[1]. Es ist augenscheinlich eins und dasselbe mit dem griech. am richtigsten durch ἐξατράπης und hebr. durch אחשדרפן wiedergegebenen; in beiden Fällen ist der schwere Gruppen-Anlaut durch Vorschlag eines Vocals | mund- 806 gerechter gemacht. Auch diese Übereinstimmung zwischen Indien und Persien in Bezug auf ein Staatsamt trägt dazu bei, immer deutlicher hervortreten zu lassen, wie innig gleich die grosse arische Völkermasse war. Ich will bei dieser Gelegenheit noch ein anderes Hofamt anmerken, welches beide Völker, wenn auch nicht mit demselben Worte, wie skr. *kshatrapa,* zend. *khshathrapa* lauten würde, bezeichneten, doch mit einem aus gleicher Wurzel entnommenen Namen. Der vierte im Verzeichniss der in dieser Inschrift erwähnten Staatsbeamten ist der *mahâpratîhâra*, von Wilkins richtig durch „chief keeper of the gates" übertragen; *pratî-hâra,* von *prati* entgegen und *hṛ* nehmen, heisst wörtlich die Thür (die entgegen nehmende) und zugleich Pförtner, Thorwart (der entgegen nehmende), *mahâ* heisst gross, also das Ganze wörtlich: Grosspförtner, Oberpförtner. Im Ctesias

[1] Seitdem dies geschrieben, sind noch mehrere hinzu getreten (Journ. of the As. Soc. of Beng. Apr. 1838, S. 337 ff.).

werden uns nun als persische Beamten ἀζαραπατεῖς erwähnt (Ctes. ed. Lion, Pers. § 6); in πατεις erkennt man sogleich den Plur. des skr. und zendischen *pati* Chef, so dass dieses hier im Allgemeinen dieselbe Bedeutung hat, wie *mahâ* im eben erwähnten sanskritischen Worte; was ἀζαρα betrifft, so wird skr. *h* im Zend durchweg durch *z* vertreten; so entspricht also dem zend. *azara* skr. *ahara;* nun heisst im Skr. *â-hâra* von *â* an und der obigen Wurzel *hṛ* nehmen: Annehmung. Darnach heisst also *âzârapati* gewissermassen Empfangschef; allein *âhâra* konnte, wenn gleich es in dieser Bedeutung im Sanskrit nicht belegt ist, völlig dieselbe Bedeutung haben wie *pratîhâra* Thorwärter, wodurch alsdann skr. *mahâpratîhâra* und zend. *âzârapati* sich als wesentlich identische Bezeichnungen ausweisen. |

807 Um auf Manikyâla, wegen dessen ich mir diese Bemerkungen erlaubte, zurück zu kehren, so wird niemand verkennen, dass die Feststellung der Bedeutung dieses Namens, wodurch er sich als ganz eigentliche Bezeichnung der physischen Reliquien von Buddha erweist, für die Beurtheilung dieses und ähnlicher Monumente von einiger Wichtigkeit ist und auch dazu beitragen kann, in Verbindung mit verwandten, an diesen Denkmalen sich ergebenden Erscheinungen zu festeren Resultaten über dieselben zu führen. Deswegen übersehe man es auch, wenn diese Bemerkung vielleicht an ungehörigem Orte und ohne weitere Ausführung mitgetheilt ist.

V.

Einige Bemerkungen über die Götternamen auf den indoscythischen Münzen.

Zeitschr. d. deutschen morgenl. Gesellschaft, 1854, VIII, S. 450.

Trotz der höchst anerkennungswerthen Behandlung, welche von vielen Seiten, vor allen von Lassen, den indoscythischen Münzen, die wir mit Recht zu den bedeutendsten Entdeckungen auf dem Gebiete der alten Geschichte rechnen dürfen, zu Theil geworden ist, ist doch die Fülle der Betrachtungen, zu denen sie Stoff und Veranlassung geben, noch keinesweges für

erschöpft zu erachten. Nicht am wenigsten scheint mir diess der Fall mit den Götterbildern, welche auf ihnen dargestellt sind; sowohl bezüglich des Charakters, der eigenthümlichen Auffassung der göttlichen Wesen, des Zusammenhangs oder der Abhängigkeit dieser Darstellungen von einerseits altpersischen, selbst assyrischen, und andrerseits griechischen, indischen und scythischen Einflüssen, als der Stellung des Cultus, dem sie angehören, zwischen Iran und Indien, des Verhältnisses der hier erscheinenden Auffassung zu der in den heiligen Schriften der Perser, ihrer Bedeutung für die Entwickelung des religiösen Lebens in Indien selbst u. s. w. scheinen sie mir noch zu vielen keinesweges unfruchtbaren Erwägungen Anregung und Mittel an die Hand zu geben. Auch in Betracht der ihnen beigeschriebenen Namen scheinen mir manche von Lassen noch in seiner jüngsten Behandlung dieser Münzen aufgestellte Deutungen keinesweges befriedigend; und ich erlaube mir daher einige derselben im Folgenden von neuem zur Sprache zu bringen.

Im Namen ΑΡΔΟΧΡΟ neben ΟΚΡΟ erscheint ΑΡΔ als vorderes Compositionsglied; ähnlich zeigt sich auf Münzen eines andern älteren Königs Κωδου ΡΔΗΘΡΟΥ — welches Prinsep zu ΑΡΔΗΘΡΟΥ ergänzt hat, während Chaudoir auf seinen Münzen ΟΡΔΗΘΡΟΥ liest (Wilson Ar. 346) — neben auf Münzen andrer Könige erscheinendem ΑΘΡΟ. Gewiss ist der Anlaut des letzteren, mag er nun ΑΡΔ, ΟΡΔ oder nur ΡΔ zu lesen sein, mit Recht mit jenem ΑΡΔ zusammengestellt. Da dieselben Münzen im Königsnamen Κωδου sowohl als im Gottesnamen (Α)ρδηθρου den iranischen Auslaut des Nominativs *ô* auf eine andre Weise ausdrücken, als die spätern, welche mit inniger Übereinstimmung *o* zeigen, so ist auch recht gut möglich, dass sie auch den mit *r* verbundenen Vokal noch anders hörten und — zumal in der fremden, griechischen Schrift — wiedergaben. Bedenklicher schon wird man, ob auch das ΟΡΔ (Wilson Ariana XII, 3 | hat jedoch ΟΡΛ) in ΟΡΔΑΓΝΟ (wenn es nicht ΟΡΛΑΓΝΟ zu lesen ist) mit jenem vorderen Compositionsglied mit Recht identificirt ist; einmal, weil nicht, wie in jenen Fällen das hintere Compositionsglied ΟΚΡΟ und ΑΘΡΟ, so auch hier ΑΓΝΟ allein vorkommt, was jedoch wenig entscheidend wäre, da eine Münze mit dieser Inschrift vielleicht nur durch Zufall bis jetzt nicht gefunden, 451

oder jene Verbindung hier gebräuchlicher geworden sein könnte; zweitens aber weil OPΔAΓNO (oder OPΛAΓNO) sowohl als ΔPΔOXPO beide auf Münzen eines und desselben Königs, des Kanerki, erscheinen, und doch nicht wahrscheinlich ist, dass die Anfangslaute, wenn sie in beiden dasselbe Wort bezeichnen sollten, zu einer und derselben Zeit auf verschiedne Weise geschrieben wären; ich verkenne zwar nicht, dass auch dieser Grund keinesweges ganz entscheidend ist — denn eine Zusammensetzung kann bekanntlich in der That so einheitlich werden, dass die Identität ihrer Glieder mit denen eines andern Wortes aus dem Sprachbewusstsein verschwindet — allein beide Gründe vereint scheinen es doch zu rechtfertigen, wenn ich die Identität dieses OPΔ (oder OPΛ) mit APΔ bedenklich finde und aus diesen und weiterhin hervortretenden Gründen eine andre Deutung versuche.

In APΔ selbst sieht Lassen (Indische Alterth. II, 831 n.) einen Reflex des sanskr. *ardha* „halb, Hälfte", welches auch im Zend in der Gestalt *aredha* erscheint und daselbst in der Bedeutung „Mitte" (aus „Hälfte") mehrfach (Vend. Sp. 41, 11 = Üb. V, 57; 57, 14 = VI, 89; 104, 8. Yt. XVII, 62; XVIII, 3 u. sonst), in der Bed. „Hälfte" Yt. X, 100; 126 vorkömmt. Was die Bedeutung in dieser Zusammensetzung betrifft, so soll sie nach Lassen „mannweiblich" sein. Hierbei bemerkt er nun selbst, dass weder bei (A)PΔHΘPOY noch OPΔAΓNO (OPΛAΓNO) sich Merkmale eines mannweiblichen Charakters finden. Aber selbst, wenn wir diesen Mangel nicht urgiren wollten, scheint es doch völlig unmöglich, dass *ardha* oder dessen Reflex diese Bedeutung hätte verleihen können. Denn als vorderes Glied einer Zusammensetzung kann es immer nur ausdrücken, dass diese die Hälfte von dem oder dasjenige halb ist, was deren hinteres Glied bezeichnet; in diesem Sinne könnte *(a)rdethrou* nur einen „halben Athrou", *ardochro* nur einen „halben Ochro", *ordagno* nur einen „halben agno" bezeichnen, grade wie im sanskr. Namen des Çiva, *ardhanârîça*, *ardhanârî* „halbe Frau" bezeichnet, sanskr. *ardhagangâ* „halbe Ganga", *ardhaguccha* „die Hälfte eines (vollständigen) Halsbands", *ardhacandra* „Halbmond" u. s. w. Die Annahme, dass der zum Verständniss einer derartigen Composition so nothwendige Begriff „Weib" hätte unbezeichnet gelassen werden können, war, um irgend wahrscheinlich gemacht zu werden,

durch bestimmte Analogieen zu belegen, welche Lassen, so viel mir bekannt, nicht beigebracht hat und auch ich nicht beizubringen | vermag; so lange diess nicht geschehen ist, also 452 z. B. gewissermassen nachgewiesen ist, dass Çiva in demselben Sinn, in welchem er *ardhanârîça* (wörtlich „der Gebieter, welcher halb Weib ist") heisst, auch durch blosses *ardheça* („halber Gebieter") hätte bezeichnet werden können, so lange ist jene Erklärung nichts weniger als wahrscheinlich.

Ich glaube daher, dass wir zu der Erklärung zurückkehren müssen, welche schon von Prinsep vorgeschlagen ist, aber ohne genauere Begründung nicht auf Beifall rechnen durfte. Er sieht nämlich mit Recht in *ard* den Reflex des neupersischen *ard*, altpers. *arta*. Schon in der Form MIIPO, welche auf den indoscythischen Münzen neben MIΘPO als Bezeichnung des Ized Mithra erscheint, giebt sich die sogenannte pazendische Form des zendischen *Mithra*, nämlich *Mihira*, kund, welche fast ganz mit der neupersischen *Meher* stimmt (vgl. Benfey-Stern Monatsnamen 57). Ja ganz mit der neupersischen Form übereinstimmend erscheint der Name im Nomen proprium *Meherdates*, neben *Mithridates* u. s. w. (Pott E. F. I, XLVII) in einer Zeit, die ungefähr mit der der indoscythischen Münzen zusammenfällt. Auch der Name *Tiridates* (Pott E. F. I, XLIII), in welchem *Tiri* ganz der pazendischen und neupersischen Form des zendischen *Tistrya* entspricht, so wie die Namen *Tiri* und *Tirix*, welche im cappadocischen Kalender der Reflex desselben zendischen Namens sind (die angef. Monatsnamen 94), beweisen, wie früh — schon vor der indoscythischen Herrschaft — die neupersischen Formen sich eingebürgert hatten. Dasselbe lässt sich auch noch durch andre Erscheinungen darthun; und weiterhin werden wir selbst noch ein Beispiel in dem Götternamen ONIP erkennen. Hiernach ist es zunächst ganz unbedenklich, auch in APΔ das neupersische *ard* wiederzuerkennen. Dieses entspricht aber dem sogenannten pazendischen *arda*, und dieses selbst ist der Reflex von zendisch *asha*, wie sich am klarsten aus den Formen ergiebt, welche der Name des Ized *Asha vahista* angenommen hat, nämlich pazend. *Arda bihist*, neupers. *Ardbehesht* (Monatsn. 44). Dass dieses pazend. *arda* ferner in der That eine Erweichung des altpersischen *arta* ist, zeigt das Verhältniss des neupersischen *Ardeshîr* zu dem *Artachshetr*

der Pehlewi-Münzen (Mordtmann in dieser Zeitschr. VIII, 29) und dem altpersischen *Artakhshatra* der Keilinschriften. Was die Entstehung dieses mehrfach sich wiederholenden Reflexes von zend. *sh* durch persisch *rt, rd* betrifft, so ist hier das Letztere der organischen Gestalt treuer geblieben als das Zend. In diesem ist organischeres *eret* oder *rt* nicht selten zu *sh* geworden, z. B. sanskr. *amṛta* neben *amereta-* zu *amesha,* sanskr. *martya* zu *mashya,* sanskr. *ṛtâvan,* welches im altpers. Namen *Artabanos* so wie in ἀρταιοι bei Steph. B. s. v. Ἀρταία noch deutlich erscheint, zu *ashavan* (Monatsn. 47) und viele andre. So wie hier in *ashavan asha* dem altpersischen *arta-,* 453 sanskr. *ṛta* entspricht, so auch in dem | *asha* in *Asha vahista.* Das sanskr. *ṛta* ist in den Veden ein ebenso solenner Ausdruck wie *asha* und insbesondre *ashavan* im Zend; es hat noch im gewöhnlichen Sanskrit die Bedeutung „wahr, Wahrheit"; dieselbe wird ihm auch vorwaltend in den Veden beigelegt, und sie ergiebt sich auch durch seine etymologische Identität mit lateinisch *ra-tu* (vgl. *ir-ri-tu,* sanskr. *an-ṛta* „falsch", griech. ἀλιτέω u. s. w., Denominative aus *ἀλιτο für ἀν-λιτο u. aa.); durch den hohen Werth, welcher sowohl in den Veden, als bei den Persern auf „Wahrheit" gelegt wird, ist es daher wahrscheinlich, dass die persischen und der zendische Reflex *arta ard asha* ebenfalls ursprünglich in der Bed. „wahr, wahrhaftig" gefasst wurden (vgl. auch P. Bötticher Arica S. 13, 15). Danach und da wir ηϑρου unzweifelhaft mit Αϑρο identificiren dürfen, würde (Α)ρδηϑρου ursprünglich „wahrhaftiger Athrou, Athro, d. i. Gott des Feuers" sein; Αρϑοχρο „wahrhaftiger Οχρο".

In Αρδοχρο identificirt Lassen Οχρο, welches ohne jenen Vorsatz OKPO geschrieben wird, mit sanskr. *ugra* eig. „schrecklich" und sieht darin, da *ugra* auch ein Name des Çiva ist, eine Bezeichnung dieses Gottes. Ist aber die oben vertheidigte Erklärung von *ard* richtig, so wird diese Auffassung schon dadurch sehr unwahrscheinlich. Denn die Bezeichnung des Çiva durch ein so ganz nur dem persischen Götterkreis angehöriges Epitheton, wie *ard* für zend. *asha* — dessen sanskr. Reflex *ṛta* ausser den Veden gar keine Bedeutung für den indischen Cultus hat — würde — zumal in einer hibriden Zusammensetzung, wie sie hier vorläge — eine so bunte Vermischung indischer und persischer Cultuswörter voraussetzen,



wie man sie wenigstens ohne die zwingendste Nöthigung anzunehmen schwerlich geneigt sein möchte. Liegt aber eine solche Nöthigung hier vor? Ist OXPO, OKPO dem sanskr. *ugra* so ganz lautgleich, dass man bei dieser Zusammenstellung nothwendig verharren müsste? Ich glaube kaum, dass das von irgend jemand behauptet werden wird. Ist aber in der Darstellung der mit Αρδοχρο und Οχρο bezeichneten Götterbilder ein Çiva unabweislich anzuerkennen? Ich verkenne nicht, dass man manche Einzelnheiten derselben auf Çiva deuten kann; allein eine Nöthigung, nur einen Çiva zu erkennen, finde ich nicht. In der That hat das Götterbild mehrfach vier Arme und auf einer, jedoch schon sehr späten Münze (vgl. Lassen IA. II, 846 n. 2 und 865 n. 4) sogar drei Köpfe; allein vier Arme zeigt auch das Bild des Manaobago, in welchem trotz dem und mit Recht Lassen eine arische Gottheit anerkannt hat; die Dreiköpfigkeit ist aber einerseits nicht wesentlich, sondern nur graduell von der Vierarmigkeit unterschieden — indem letztre ja gewissermassen zwei Köpfe voraussetzt —, zeigt sich auch auf einem Götterbild auf einer Münze des Agathokles (Wilson Ar. VI, 3) und liegt religiösen Anschauungen überhaupt nicht so fern, dass sie nicht in verschiednen Götterkreisen erscheinen könnte. Die Schlinge, | welche diese Götter 454 mehrfach halten, erscheint eben so gestaltet in den Händen des unzweifelhaft iranischen Αθρο (Wils. XII, 6. 7. 16). Der Dreizack ganz eben so auf den Münzen des Azes (Wils. VI, 14. VII, 5. VIII, 10) und ist auf jeden Fall eher aus griechischem als indischem Einfluss entstanden. Der Buckelochs schon auf Münzen des Philoxenes, Apollodotus und Azes, und seine Verbindung mit dem Gott mag eine Repetition der Darstellungen auf den Kadphises-Münzen sein, wo wir einmal (bei Wils. X, 13) den Gott auch noch ohne den Buckelochsen sehn. Im Allgemeinen stimmt die Darstellung des Ardochro und OKPO mit der Art, wie die iranischen Götter aufgefasst sind. Dabei ist Einfluss der griechischen Götterbilder nicht zu verkennen, wie z. B. das Füllhorn des Ardochro in Verbindung mit dem der Demeter auf Antimachos- und Philoxenes-Münzen steht, und eben so mögen auch indische Anschauungen nicht ohne Einfluss gewesen sein. Diess nöthigt aber nicht, den Gott überhaupt für einen brahmanischen zu erklären. Liegt aber eine solche Nöthigung nicht vor, so halte ich mich für berechtigt,

ja für verpflichtet, wie *ard* so auch das damit zusammengesetzte OXPO und das mit diesem identische OKPO aus dem iranischen Sprach- und Götterkreis zu deuten. Hier bietet sich nun für letztre beide der Name des höchsten Gottes dar, dessen Bild, wenn es nicht auf den mit diesen Namen bezeichneten Münzen erscheint, ganz fehlen würde, was in einem iranischen Götterkreis nicht nur auffallend, sondern, zumal bei der Masse der indoscythischen Münzen, geradezu unerklärlich sein würde; um so mehr, da grade dieser auf altpersischen Darstellungen am häufigsten abgebildet ist. Denn die Vergleichung von Lajard Introduction à l'étude du culte public et des mystères de Mithra Pl. X, 14 zunächst mit II, 16 und weiter mit I, II, III überhaupt zeigt, dass alle Figuren auf diesen drei Tafeln, welche Lajard theilweis als emblèmes des Mithra bezeichnet, Abbildungen des höchsten Gottes sind, welcher X, 14 mit seinem persischen Namen genannt wird. Ich erkenne also auch in APΔOXPO oder OKPO eine Darstellung dieses höchsten Gottes. Dieser wird im Zend bekanntlich durch zwei Wörter benannt, deren erstes, nämlich *ahura*, eigentlich „lebendig" bedeutend — gleichwie auch sein altpersischer Reflex *aura* — nicht selten auch ohne das zweite, *mazdô*, zur Bezeichnung des Gottes verwandt wird. Diesem *Ahura* nun entspricht OXPO, nicht aber in dieser zendischen Form, sondern — aber hier auch Laut für Laut — in der persischen, wie sie in Pehlevischrift auf der erwähnten Gemme bei Lajard X, 14 und in dem mit *Ahura mazdô* gleichen Königsnamen *Hormuzd* auf den Münzen der so heissenden Könige (Mordtmann in dieser Zeitschr. VIII, 37) erscheint. Hier wird sie *auchra* geschrieben und zwar mit demselben *au*, welches auch zum Ausdruck des arabischen Anlauts in *Omer* (Mordtmann a. a. O. 163) dient, und mit demselben *ch*, wel-
455 ches auch im Namen *Chusrui* erscheint und in dessen griechischem Reflex Χοσρόης durch X wieder gegeben wird (ebd. 84). Von diesem *auchra* weicht also OXPO nur bezüglich des Auslauts ab, und dieser ist nicht in beiden grammatisch gleich; denn in *auchra* liegt das zendische Thema (*ahura*), in Οχρο dagegen dessen Nominativ Singularis (zend. *ahurô*) zu Grunde. Αρδοχρο ist demnach persisch **Ardauchrô* und entspricht altpersischem **arta-aura*, zendischem **asha-ahurô* im Sinne von **ashava-ahurô;* die etymologische Bedeutung ist „der wahr-

haftige lebendige". Wie es gekommen sei, dass das *ch* der Pehlevischrift, welches in der zusammengesetzten Form Αρδοχρο ganz treu stets, so viel mir bekannt, durch χ ausgedrückt wird, in der unzusammengesetzten OKPO dagegen, aber ebenfalls stets, so viel ich weiss, als κ erscheint, kann ich nicht mit Sicherheit erklären; allein bei Wörtern, welche mit einem ihnen fremden Alphabet — hier dem griechischen — unter Einfluss eines Volkes, dessen Muttersprache sie nicht angehören, geschrieben werden, hat diese Erscheinung kaum etwas auffallendes. — Schwieriger ist der Umstand, dass der höchste Gott, obgleich durch einen Namen männlichen Geschlechts bezeichnet, vorwaltend als „Weib" dargestellt wird. Allein diese Schwierigkeit wird durch die Auffassung als Çiva keinesweges geringer, sondern, wie mir scheint, sogar grösser. Denn es ist hier zunächst zu beachten, dass Çiva im Cultus als „mannweiblich", d. h. beide Geschlechter zugleich — mit einander verbunden — in sich vereinigend erscheint; daraus aber folgt noch keinesweges, dass er, obgleich als Mann gefasst und durch seinen Namen bezeichnet, doch als Frau dargestellt werden konnte. Eine solche Möglichkeit erklärt sich nur durch die Annahme, dass ein Gott zugleich vollständig männlich und vollständig weiblich aufgefasst ward, die weibliche Auffassung aber so sehr in den Hintergrund trat, gewissermassen in dem Gott immanent blieb, dass sie unter der männlichen Auffassung, so zu sagen, miteinbegriffen werden konnte. Eine solche männliche und weibliche Auffassung der Gottheiten aber mit Zurücktreten der letzteren scheint in der That in den indogermanischen Religionen einst Statt gefunden zu haben. Ich erkenne eine Spur derselben noch in der indischen Anschauung, wonach die Macht, sanskr. *çakti*, eines jeden Gottes als dessen Frau aufgefasst wird; eine andre, welche zugleich zeigt, dass diese Auffassung eine uralte war, in der Bildung der Frauennamen der Götter. Diese werden nämlich im Sanskrit mehrfach aus Themen auf *a* durch Hinzutritt von *ânî* gebildet z. B. *Indra Indrâṇî*, aus *Bhava Bhavânî*. Diese Bildungen sind dem Wesen nach identisch mit der Bildung der Frauennamen *Brahmâṇî* aus *Brahman*, *Agnâyî* aus *Agni*, *Manâvî* aus *Manu*, das heisst das Element der Femininalbildung ist bloss das hinzugetretene *î*, das alte Femininum des Pronomen *i*. Trennen wir dieses von Bildungen

456 wie *Indrâṇî* ab, so bleibt uns blosses | *indrân;* in diesem steht aber das lange *â* wesentlich auf derselben Stufe wie das *â* in *Brahmâṇî* von *Brahman;* in letztrem nun ist die Dehnung wesentlich eben so anzusehn, wie die in den starken Casus der Themen auf *an* überhaupt, z. B. Sing. Acc. von *brahman: brahmâṇam;* mit andern Worten die Femininalendung *î* ist, wie in *Manâv-î, Agnây-î* an die stärkste, so in diesem Thema auf *an* an die starke Form getreten. Wie nun in *Brahman* neben *Brahmâṇî* noch die Form mit *n* erscheint, so haben wir für Bildungen wie *Bhavânî, Indrâṇî* eine Zeit vorauszusetzen, in welcher die Themen auf *a*, welche allsammt aus alten auf *ant* und weiter deren Abstumpfungen auf *an* entstanden sind, wie schon Sanskr.-Gr. S. 142 § 381 ausgesprochen ist, entweder noch auf *an* auslauteten, oder gleichbedeutende Formen auf *an* noch neben sich hatten (vgl. sanskr. *dharman* neben *dharma, jambhan* neben *jambha,* in der Zusammensetzung bewahrt Sanskr.-Gr. § 669), oder im Sprachbewusstsein die Erinnerung an ihre Entstehung aus Themen auf *an* noch wirksam war. Auf dieser Entstehung der Themen auf *a* aus Themen auf *an* beruhen auch viele Femininalbildungen der verwandten Sprachen z. B. λύκο fem. λύκαινα aus λυκαν-ῖ mit dem im Griechischen als Femininalcharakter zur Geltung gekommene α und in Analogie mit dem Zend in die vorhergehende Silbe assimilirend hinüberwirkenden, dann aber an seiner ursprünglichen Stelle eingebüssten ι (λυκαν-ῖ-α λυκαιν(ἰ)α); λυκαν-ῖ weicht von jenen Bildungen nur darin ab, dass die Form nicht verstärkt ist. In der Mitte zwischen beiden stehen diejenigen Feminina auf οι wie Λητοι, welche nur im Nominat. Sing. die verstärkte Form haben, Λητώ für organischeres, von Ahrens nachgewiesenes (in Kuhn Zeitschr. f. vgl. Sprachforsch. III, 81 ff.) Λητῴ; in diesen im Ganzen seltnen Formen ist ν zwischen den Vokalen eingebüsst, grade wie in mehreren Casus der Declination der Comparative und sonst (vgl. z. B. Λητόος für organisches Λητονιος mit μείζω aus organischerem μειζοα für μείζονα, Nom. Sing. Λητῴ für Λητωνι mit Ἀπόλλω, Ποσειδῶ für Ἀπόλλωνα, Ποσειδῶνα). Deren Bildung aus ursprünglichen Formen auf ν zeigen Nebenformen wie Πυθώ (für Πυθῴ) Πυθών (für Πυθωνι), in welchem das dem griechischen Sprachbewusstsein entschwundene Femininsuffix ι spurlos eingebüsst ist, dagegen, wie im Sanskrit, die starke Form sich durchweg

geltend gemacht hat (vgl. auch lateinisch *Latona* aus Λητώ mit vermittelndem aeolischen Λάτων). — In den indogermanischen Religionen nun, in welchen sich der Drang nach polytheistischer Individualisirung früh geltend machte, wie in der griechischen und indischen, musste auch früh eine Trennung solcher männlichen und weiblichen Auffassung und in Folge davon eine Selbstständigkeit der letzteren eintreten. Diese finden wir aber nun grade sehr stark in Çiva's Gemahlin ausgeprägt; so stark, dass sich nicht vermuthen lässt, dass sie unter dem unveränderten Namen ihres Mannes hätte dargestellt werden | können. Sie erscheint viel- 457 mehr grösstentheils unter Namen, die mit denen ihres Mannes nicht zusammenhängen, z. B. *Gaurî, Durgâ, Pârvatî, Câmuṇḍâ.* Jene alte Femininalbildung durch *ânî* tritt nur an alte Götternamen, welche erst, als der Çivakultus immer mächtiger geworden war, auf diesen Gott übertragen zu sein scheinen, z. B. *Rudrâṇî* aus *Rudra, Mṛḍânî* aus *Mṛḍa, Çarvâṇî* aus *Çarva, Bhavânî* aus *Bhava.* Aus dem eigentlichen Cultusnamen *Çiva* wird nach jüngerer Analogie das Fem. *Çivâ* gebildet, scheint aber eben so wenig wie jene auf *ânî* ein hervorragender Cultusname der Gattin des Çiva geworden zu sein. Von *Ugra* dagegen, welches Lassen in OKPO, APΔOXPO erkennen zu dürfen glaubte, erscheint weder ein Femininum *Ugrâ* noch *Ugrâṇî* als Name von Çiva's Frau. — Im Zend dagegen finden wir zunächst *Ahurâni* wirklich vor; Ysn. LXVIII, 6 heisst es *thwãm ahurânîm yazamaidê* „dich die Ahurani verehren wir". Schon nach der Analogie der entsprechenden Sanskritform auf *ânî* (vgl. Sanskr.-Gr. § 701) dürften wir sie als „ursprüngliche Gattin des Ahura" auffassen; ihr inniger Zusammenhang mit diesem tritt aber auch entschieden in den Zendschriften hervor. Ysn. LXVIII, 9. 10 heisst es:

çrunuyâo nô yaçnem ahurânê (V. L. *ahurâni,* welches ganz dem sanskr. Vokativ **asurâṇi* entsprechen würde; allein auch in den Veden schwanken die Themen auf *î* in die Deklination der aus ihnen grösstentheils entstandenen auf *ĭ* hinüber, vgl. z. B. Sanskr.-Gr. § 741, IV) *ahurahê. khshnuyâo nô yaçnem ahurânê* (V. L. wie eben) *ahurahê. upa nô yaçnem âhisha âca nô jamyâo as-yêstica huyêstica hufraberetica zaothranãm. yô vô âpô vañuhîs yazâitê ahurânîs ahurahê vahistâbyô zaothrâbyô* u. s. w.

übersetzt: Mögest du hören unsern Preisgesang, o Ahurani des Ahura (Gattin); mögest du zufrieden sein mit unserm Preisgesang, o Ahurani des Ahura; mögest du dich niederlassen bei unserm Preisgesang und herankommen vermittelst der grossen Verehrung, der schönen Verehrung und der schönen Darbringung von Opfern. Wer euch, gute Wasser, die Ahurani's des Ahura, ehrt mit besten Opfern" u. s. w. Dann folgen in 11. 12. 13 die Segnungen, die sie bringen.

Ob ich *upa âhisha* ganz richtig übersetzt habe, ist mir zweifelhaft; es ist wohl ein halbtechnischer Ausdruck; es entspricht sanskr. *âsîthâs*, Potential von *âs*, da im Zend bekanntlich, wie im Griechischen, nicht die Personalendung *thâs*, sondern statt ihrer ein Reflex von sanskr. **sa* erscheint, welches — nach Analogie von *ta* aus *te*, *anta* aus *ante* und *e* aus *i*, griech. μαι aus μι — aus *se* hervorging; nach dem Potential *kukhshnîsha* (aus *kukhshnvîsha*, denn das spätere Zend büsst oft ein *v* ein) in Fragm. VII, 2 möchte man versucht sein, das organisch richtige *âhîsha* hier herzustellen; allein Yt. X, 119 erscheint ebenfalls mit unorganischer Verkürzung des *i framrvisha*. Durch den am Ende der Stelle vorkommenden Plural 458 von *Ahurâni* und die Auffassung | desselben als „Wasser" wird man schwerlich über die eigentliche und ursprüngliche Bedeutung von *Ahurâni* als „Gattin des Ahura" bedenklich werden. Denn das heilige Wasser ist eben die Macht, die Çakti des höchsten durch dasselbe segenspendenden Gottes und grade deshalb als des Ahura Ahurâni im Plural aufgefasst, wie diess noch deutlicher Fragm. VII, 1 zeigt, wo es heisst *apaçca mazdadhâtayâo tava ahurânê ahurahê khshnaothra* u. s. w. „Gebete zu deinem von Mazda geschaffnen Wasser, o Ahurani des Ahura" (vgl. über die Verbindung des Regens mit dem höchsten Gott Spiegel Über den neunzehnten Fargard S. 40). Ausser den angeführten Stellen wird *Ahurâni* nur noch im 2. § des zuletzt erwähnten Fragments genannt und tritt also so sehr in den Hintergrund, dass man fast von ihr sagen kann: sie sei aus Ahura nicht abgelöst, wie diess auch in der spät erst sich zu polytheistischer Individualisirung neigenden zoroastrischen Religion an und für sich vorausgesetzt werden könnte. — Aber wie wir *Ahurâni* aus *Ahura* gebildet sehn, so erscheinen, jedoch noch viel seltner, noch zwei Bildungen der Art, nämlich aus *Tistrya Tistryêni* und aus *Paoirya Paoiryêni;*

beide Formen kommen jedoch nur im Plural vor und zwar letztre nur einmal mit der ersteren zusammen, Yt. VIII, 12; diese noch einmal Ny. I, 8. Jene Stelle lautet *tistrîmca yazamaidê tistryênyaçca yazamaidê. upa paoirîmca yazamaidê paoiryênyaçca yazamaidê,* „wir verehren den Tistrya und die Tistryêni's; den Paoirya verehren wir und die Paoiryêni's". Haben wir mit Recht den Plur. *ahurânîs* nicht vom Singular *ahurâni* getrennt und in diesem die ursprüngliche Bezeichnung der Frau des Ahura gesehn, so werden wir auch bei diesen Pluralen einen Singular *Tistryêni, Paoiryêni* mit gleicher Bedeutung zu Grunde legen. Wie der Plur. *Ahurânîs* als Beisatz der Wasser, in denen sich Ahura's Segen bethätigt, erschien, so mögen auch die *Tistryêni's* und *Paoiryêni's* die Gegenstände bezeichnen, in denen sich Tistrya's und Paoirya's Macht und Segen bethätigt. — Sehn wir aber nun, wie selten diese aus *Ahura, Tistrya* und *Paoirya* gebildeten Frauennamen in den Zendschriften erscheinen, wie leicht es hätte geschehn können, dass die paar Stellen, in denen *Ahurâni, Tistryêni,* die eine, in welcher *Paoiryêni* erscheinen, wie so vieles aus der persischen Litteratur, hätten verloren gehn können, dann liegt die Vermuthung nah, dass die weibliche Auffassung der heiligen Wesen in der altpersischen Religion viel weiter um sich griff, und dass vielleicht auch noch neben manchem andern Ized seine aus seinem Namen durch *âni* gebildete Frau bestand. Im Allgemeinen spricht für diese Vermuthung die in den Zendschriften so häufige Verehrung der *ghenâ's,* der Frauen, welche augenscheinlich mit den in den Veden vorkommenden *gnâ's* identisch sind; diese wiederum werden im Ṛg-Veda V, 46, 8 (im Sâma-V. Gl. 62, s. v. *gnâ* angeführt) „Götterfrauen" (*devapatnîs*) genannt und speciell grade durch Namen, welche aus Mannesnamen ge-|bildet sind, bezeichnet, nämlich 459 *Indrâṇî, Varuṇânî, Agnâyî* und *Açvinî;* an einer Stelle im Zend-Avesta andrerseits heissen sie „die Frauen des Ahura Mazda" (Visper. III, 4 *yâoçca tê ghenâo ahura mazda* wörtlich „und welche deine Frauen sind, o Ahura Mazda"). Insbesondere aber erkläre ich mir daraus, dass Herodot, dieser so sorgfältige Beobachter, den Mithra als persischen Reflex der Aphrodite Urania bezeichnet (I, 131). Dieses hätte schwerlich der Fall sein können, wenn nicht im Cultus desselben eine weibliche Auffassung stark vorwaltend hervortrat. Überwog aber

diese im Mithracult zu Herodots Zeit so sehr, dass diesem gar nicht bekannt geworden zu sein scheint, dass Mithra, wie es ein männlicher Name ist, so auch eine männliche Gottheit sei, während ihn die auf uns gekommenen heiligen Schriften der persischen Religion nur in letzterem Charakter kennen und auch keine Mithrâni aufweisen, so ist es nach allem obigen nicht gewagt, anzunehmen, dass auch die weibliche Auffassung des Ahura, welche die Ahurâni der Zendschriften entschieden bekundet, zur Zeit der indoscythischen Münzen sich geltend gemacht hatte, aber, weil sie von dem Gott nicht durch starke Individualisirung getrennt, sondern in ihm gleichsam immanent geblieben war, unter dessen männlichen Namen subsumirt ward, grade wie auch die weibliche Auffassung des Mithra in den Nachrichten, welche Herodot empfing und wiedergab, dessen männlichen Namen nicht verändert hat; denn wenn auch Herodot persönlich den Accusativ Μίθραν, in Folge seiner Identification mit der Aphrodite Urania, für ein Femininum halten mochte, so ist doch keinem Zweifel zu unterwerfen, dass er in Wirklichkeit zu dem zendischen Masculinarthema *Mithra* gehört; das Femininum davon würde nach Analogie von *Ahurânî* u. s. w. sicherlich *Mithrâni* gelautet haben.

Ich glaube somit, dass wir unbedenklich OKPO für persisch *Auchro* = zendisch *Ahurô* und *Ardochro* für persisch *Ardauchro* = zend. **asha-ahurô* nehmen dürfen und wende mich jetzt zu ΟΡΔΑΓΝΟ oder ΟΡΛΑΓΝΟ. Lassen (a. a. O. 843) sieht hier in dem letzten Theil des Namens, *agno,* einen Reflex des sanskr. *agni* „Feuer und Gott des Feuers"; in dem ersten, welchen er unbedenklich *ord* liest, wiederum und zwar hier das sanskr. *ardha.* Die Gottheit betrachtet er als dem brahmanischen Kreis angehörig, bemerkt aber selbst, „dass diess eine Gottheit sei, deren Dasein ganz unbekannt geblieben wäre, wenn sie nicht auf einer Münze des Kanerki abgebildet und mit ihrem Namen genannt wäre". Ich gestehe, dass grade dieser Umstand gegen die Annahme einer brahmanischen Gottheit dieses Namens schon sehr bedenklich hätte machen sollen; denn das indische Pantheon ist uns fast nicht minder bekannt, als der griechische Olymp, und daher wenigstens für die Zeit von 600 vor Chr. bis 1200 n. Chr. schwerlich eine indische Gottheit anzuerkennen, welche nicht aus buddhistischen oder brahmanischen Schriften ihre Legitimation

nachweisen kann. Zu diesem Mangel kömmt ferner die —460 an und für sich in der That wenig entscheidende, aber im Zusammentreffen mit andern Momenten doch ebenfalls etwas wiegende — Abweichung des Nominativ *agno* von dem zu erwartenden *agnis;* ferner die vollständige Verschiedenheit des Bildes von der indischen Darstellung des Agni, welches beides Lassen ebenfalls bemerkt. Ganz im Gegentheil ist, wie er mit Recht hervorhebt, das Bild eine augenfällige Nachahmung der iranischen Göttergestalten, worin dann, meiner Ansicht nach, die entschiedene Aufforderung liegt, ihm im iranischen Kreis eine Stelle und seinem Namen von da aus eine Deutung zu verschaffen. Wenn übrigens Lassen diese Gottheit eine Übersiedelung des (A)ρδηθρου nennt und angiebt, dass beide Darstellungen im Wesentlichen übereinstimmen, so beruht jene Bezeichnung nur auf seiner Erklärung des (A)ρδ in jenem und ΟΡΔ in diesem durch zend. *aredha,* sanskr. *ardha* und auf der Annahme, dass *agno* die sanskr. Übersetzung des aus dem Persischen stammenden ηθρο sei; ist aber die oben ausgeführte Erklärung von αρδ richtig, so fällt diese Basis weg, und eine hibride Zusammensetzung aus zend. *ard,* hier dann in der Form ορδ, und sanskr. *agno* werden wir hier für eben so unwahrscheinlich halten, wie oben in Αρδοχρο. Was aber die Gleichheit der Bilder des (A)ρδηθρου und ΟΡΔΑΓΝΟ (oder ΟΡΛΑΓΝΟ) betrifft, so überschreitet sie nicht das Allgemeinste der iranischen Götterdarstellungen; im Gegentheil treten speciell nicht unwesentliche Unterschiede ein; so zeigt (A)ΡΔΗΘΡΟΥ, aber nicht Ορδαγνο, an den Schultern die aufrechtstehenden viertelkreisförmigen Gestalten, welche sich auch an ΟΚΡΟ (Wilson XII, 8) und insbesondre an ΜΑΟ, ΜΑΝΑΟ ΒΑΓΟ finden, auf einer Darstellung des Athro (Wils. XII, 6) fast die Gestalt sphärischer Dreiecke annehmen und ebend. XIV, 7 fast flammenartig aussehn; vergleicht man die Darstellungen bei Lajard in der angeführten Introduction à l'étude — de Mithra LXXXIV, 6; XXXVI, 1; LIV, 3; LIV, C, 5; LV; LVI, 4. 6; LVII, 7. 8; LVIII, 1; LXI, 8. 9; LXVII, 4. 5, so glaube ich, wird man mit mir darin übereinkommen, dass sie die auf ausgeführteren Darstellungen aus dem Gebiete des altpersischen, assyrischen und babylonischen Cultus erscheinenden kürzeren oberen Flügel repräsentiren und zwar, worüber man vielleicht eher bedenklich sein könnte, wahrscheinlich selbst

auf den Bildern des Mâo d. i. des Mondes. ΟΡΔΑΓΝΟ (oder ΟΡΛΑΓΝΟ) dagegen hat auf dem Kopf einen Vogel, von welchem sich wiederum bei Ardethrou keine Spur zeigt.

Ich habe schon vor zwölf Jahren (Griechisches Wurzell. II, 276) Ορδαγνο mit dem zendischen *Verethraghnô*, Nominativ von *Verethraghna*, einem Nebenthema von *verethrajan* identificirt. Letztres entspricht dem sanskr. *vṛtrahan*, welches in den Veden Beiwort, insbesondre des Indra, im spätren Sanskrit | 461 ein Name desselben ist; es bezeichnet ihn als den siegreichen Vernichter des bösen Dämon Vṛtra, welcher die Welt in Sonne und Regen hemmende Nebel hüllt. Im Zend ist das Eigenschaftswort, wie so viele andre, zu dem Eigennamen eines im Cultus sehr hervorragenden Ized geworden, einer männlichen Victoria gewissermassen, im Neupersischen *Behrâm* genannt, aus der in der Pehlevischrift erscheinenden Form *Varahran* (Mordtmann VIII, 39), welche aus dem Genitiv Pluralis des schon im Zend in der Bedeutung „Sieg" erscheinenden vorderen Gliedes in *verethraghna*, nämlich *verethranãm*, später *verethranãn*, durch den gewöhnlichen Übergang von *thr* in *hr* (vgl. *mihira* für eigentliches *mihra* aus zend. *mithra*) entstanden ist und den auf diese Weise entstandenen neupersischen Plural auf *ân* repräsentirt. — Durch diese Identification wird ΟΡΔ, wenn es die richtige Leseweise ist, von ΑΡΔ in Αρδοχρο, welches damit, wie oben bemerkt, nicht gut identisch sein kann, getrennt und der Gott dem iranischen Kreis zugewiesen, dem er seiner ganzen Darstellung nach angehört. Was das lautliche Verhältniss von ΟΡΔΑΓΝΟ oder ΟΡΛΑΓΝΟ zu *Verethraghnô* betrifft, so ist es vornweg, abgesehn von dem in griechischen Lettern nicht wiederzugebenden Anlaut *v*, unvergleichlich treuer, als die im Persischen selbst daraus entstandenen Formen. Man könnte höchstens ΟΡΔΡΑΓΝΟ erwarten; in einer solchen Form konnte aber schon durch die in allen Sprachen sich geltend machende Dissimilation das eine Ρ eingebüsst werden; wahrscheinlicher aber ist mir, dass der schon in den Veden und noch mehr im spätern Sanskrit sich geltend machende Einfluss des Prâkrits, welches unzweifelhaft, wie die indogriechischischen und andre indoscythische Münzen zeigen, zur Zeit der indoscythischen Herrschaft in seinen Hauptzügen sich schon entwickelt hatte, auch hier anzuerkennen ist. Im Prâkrit wird aber *dr* zu *dd* (Lassen Instit. l.



Pracr. 251), deren eines *d* hinter einem Consonanten schon nach einer im Sanskrit gewöhnlichen Schreibweise (Sanskr.-Gr. § 21 Bem.) wieder eingebüsst ward, so dass diesem nach ΟΡΔΡΑΓΝΟ zu ΟΡΔΑΓΝΟ werden müsste. Ist aber die Schreibweise ΟΡΛΑΓΝΟ richtig, so erklärt sie sich aus der ebenfalls schon in den Veden und im spätren Sanskrit und am stärksten im Prâkrit hervortretenden Neigung zur Cerebralisation, welche schon sonst mehrfach aus dem Einfluss der Sprachen der indischen Urbevölkerung auf das Sanskrit erklärt ist; das dentale *d* wird in Folge derselben häufig cerebral (Lassen 198. 204), und für das cerebrale *ḍ* tritt *l* ein (ebend. 423 u. vgl. die schon vedische Erscheinung in Sanskr.-Gr. § 52).

Für diese Identification mit *Verethraghnô* sehe ich nun ferner eine Bestätigung in Yt. XIV, 19. So wie der Gott auf dem Bilde einen Vogel auf dem Kopf trägt, so heisst es an dieser Stelle: *ahmâi haptathô âjaçaṭ vazemnô verethraghnô ahuradhâtô mereghahê kehrpa vârethraghnahê* (so lese ich mit der V. L. hier und | XIX, 35, obgleich ich nicht verkenne, dass 462 auch die von Westergaard aufgenommene Lesart *vâraghnahê,* selbst wenn man sie nicht für eine blosse phonetische Entstellung von jener halten will, eine Erklärung zulässt) *urvatô adhara-naêmâṭ pishatô upara-naêmâṭ yô vayãm açti âçistô reñjistô fravazemnanãm.* Ich übersetze, theils jedoch unsicher: „Zu ihm kam als siebenter der von Ahura geschaffene Verethraghna, getragen auf dem Leibe eines siegreichen Vogels, eines mit dem unteren Theil drauf losfahrenden (? mit den Krallen packenden), mit dem oberen Theil zermalmenden (? mit dem Schnabel hackenden), welcher der Vögel schnellster ist, der sich vorwärts bewegenden raschester". *urvatô* so wie *pishatô* sind Genitive eines Part. Präs.; *urva* betrachte ich als Präsensthema nach Analogie von *haurva* = lateinisch *servo,* dem Präsensthema von *har* (vgl. Ysn. LVII, 15. 16 u. sonst); es vergleicht sich zunächst mit sanskr. *urv,* einer Nebenform von *arv,* welche beide aus der gleichbedeutenden W. *ṛ* nach der 5. Cl., *ṛṇu,* entstanden sind und sich, abgesehen von dem ins generelle Verbalthema gedrungenen Präsenscharakter, eben so dazu verhalten, wie das Präsensthema von *kṛ,* stark *karo* schwach *kuru,* zu dem vedischen Präsensthema stark *kṛṇo* schwach *kṛṇu.* Wie dieses, welches, nach Analogie von

Sanskr.-Gr. § 804 vgl. mit griech. δεικ-νυ aus δικ, unzweifelhaft einst auch *kar-ṇo kar-ṇu* bilden konnte, durch Assimilation des *n* und dann eintretende Einbusse eines *r* stark *karo*, durch Assimilation des *a* an *u* schwach *kuru* ward, so konnte einst auch statt *ṛṇu arṇu* (= griech. ὀρνυ) gebildet werden, welches analog *aru* und *uru* ward, und diese wurden durch Hinzutritt des sich im Präsensthema so vielfach eindrängenden *a* der sanskr. ersten Conjugation (Sanskr.-Gr. § 801 ff.), vor welchem *u* liquidirt werden musste, zu *arv urv*. Obgleich sowohl *ṛ* nach der 5. Cl. als *arv urv* die Bed. „verletzen, tödten" haben, so ist doch keinem Zweifel zu unterwerfen, dass dieses *ṛ* mit dem *ṛ*, dessen Grundbed. „gehn" ist, ursprünglich identisch ist. Seine Bed. hat sich aus der „in feindlicher Absicht angreifen" specialisirt; diese hat bekanntlich schon das sanskr. *ṛ*, und sie ist am stärksten in dem dazu gehörigen latein. *ad-or-ior* ausgeprägt. Ich hätte dem zend. Präsensthema *urva* dieselbe Bed. geben können, welche das sanskr. *urv* hat; des Gegensatzes wegen zog ich die des ebenfalls wesentlich gleichen griech. ὀροὐ-ω vor, natürlich ohne damit einer genaueren Interpretation präjudiciren zu können; *pishatô* ziehe ich natürlich zu sanskr. *pish* „zerreiben u. s. w."; *reñjista* endlich ist das sanskr. **raṁhishṭha*. — Darin, dass hier Verethraghna auf dem Vogel fährt, während er ihn im Bilde auf dem Kopf hat, wird niemand einen Anstoss finden; so wie er ganz menschlich aufgefasst ist, fast ein treues Abbild des auf der vorderen Seite der Münze erscheinenden Königs, seines Verehrers, so mag er den siegreichen Vogel als siegreicher Gott in demselben Sinn auf dem 463 Haupte tragen, wie ihn bei Wilson | Ar. XIV, 17 Borooro (?) und die Sâsâniden mehrfach auf dem Helm führen (s. Lajard Introduction au culte de Mithra Pl. LXVI, 4. 5. 6. 10. 11).

Wenden wir uns jetzt zu MANAOBAΓO. Dass Lassen (S. 840) ihn zu den arischen Göttern zählt, und dass ich ihm darin beistimme, ist schon beiläufig bemerkt; abweichen dagegen muss ich von ihm in der speciellen Erklärung des Namens; er identificirt ihn mit den zendischen Wörtern *mâoṅhô baghô;* von diesen giebt er zwar keine Übersetzung, allein nach der Anmerkung auf der erwähnten Seite scheint er sie im Sinn von „Gott des Mondes" aufzufassen. Diess wäre zunächst wesentlich identisch mit MAO „Mond" selbst, und dann



auffallend, wie auf Münzen desselben Königs (vgl. Wils. XIV, 9 mit 6) zwei so sehr verschiedne und verschieden benannte Darstellungen derselben Gottheit — des Mondes — sich vorfinden sollten. Ferner scheint *bagha* sowohl im Zend als im Altpersischen und selbst in den Veden, wie alle Substantive in den indogermanischen Sprachen ursprünglich, noch Adjectiv zu sein und seiner Etymologie gemäss „der, die, zutheilende, spendende, segnende“ zu bedeuten; so erscheint es entschieden als Adjectiv neben der übrigens auch ursprünglich adjectivisch gefassten *Asha vahista* Yt. III, 14 eig. „die segensreiche wahre beste“, aber gemäss der Individualisirung der beiden letzten Adjective „die segensreiche Ardbehesht“; eben so neben dem Substantiv *mâo* Yt. VII, 5 „der segensreiche Mond“; ich nehme es daher auch da als Adjectiv, wo es entweder allein stehend wie Ysn. LXII, 1 den höchsten Gott als „den segensreichen“ bezeichnet, oder neben einem individualisirten Adjectiv, wie Ysn. X, 10 neben *hvâpâo* vorkommt, welches aber sowohl hier als Ysn. XLIV, 5 den Ormuzd als den „Schöpfer der guten Dinge“ bedeutet, oder endlich im Plural, was in den Handschriften, so viel mir bekannt, nur einmal (Yt. X, 141), öfters aber in den Keilinschriften (s. meine Ausg. derselben Gl. *baga*) der Fall ist, die himmlischen Heerscharen des Ormuzd als die segnenden hervorhebt. Nirgends dagegen erscheint *bagha,* wie das hier angenommen zu sein scheint, in der entschieden substant. Bed. „Gott“, verbunden mit der durch den Genitiv ausgedrückten Sphäre einer Gottheit. Eine Ausnahme möchte vielleicht auf den ersten Anblick *bagha* (fem.) in Verbindung mit *ahunahê vairyêhê* scheinen; dass auch diess anders zu fassen sei, glaube ich an einem andern Ort nachweisen zu können, will aber deswegen auf diesen Einwand kein entscheidendes Gewicht legen. Dagegen darf ich aber ferner hervorheben, dass, wenn man den Lautumwandlungen, welche durch den Übergang in eine fremde Sprache und durch die Bezeichnung mit einer fremden Schrift herbeigeführt werden, einen auch noch so grossen Spielraum einräumt, doch die Verwandlung von *mâoṅhô* in MANAO schwerlich wahrscheinlich zu machen ist. Denn das *a* vor dem *o* findet absolut keine Erklärung, und dass | das nasalirte *âo* durch AN habe 464 wiedergegeben werden können, ist höchst zweifelhaft. Eine Nöthigung endlich, eine Mondgottheit in dieser Figur zu sehn,

liegt in der Darstellung nicht; denn wenn ich die sichelart
Figuren an der Schulter mit Recht oben für Flügel genom
habe — und wer die angeführten Darstellungen bei Laj
vergleicht, wird schwerlich andrer Meinung sein —, zeigt we
stens die Abbildung bei Wilson (Ar. XIV, 9) nichts, was
schieden auf eine Mondgottheit deutet. Ist in einer der kle
Figuren ein Mond zu sehn, so ist auf jeden Fall in dem I
die Sonne anzuerkennen; dadurch werden dann alle Schl
auf eine Mondgottheit paralysirt, und wir erhalten nur A
bute des höchsten oder eines hohen himmlischen Segens
ders, Schöpfers von Sonne und Mond, grade wie Sonne
Mond auch neben den Darstellungen des höchsten G
(z. B. bei Lajard Pl. II, 22) erscheinen. Beiläufig bem
ich, dass auch die eigenthümliche Kopfbedeckung des
NAO BAΓO an die des assyrischen Vorbildes des Ormuzd
Lajard Pl. XXX, 7 erinnert. — Unter diesen Umstä
kann ich nur an der Identification von *bago* festhalten, gl
dagegen für MANAO eine andre vorschlagen zu mü
Überaus häufig erscheint als Bezeichnung idealer Wesen
von *mainyu* abgeleitete Adjectiv *mainyava* „geistig"; sie
entweder *çpeñtô-mainyava* (z. B. Ysn. I, 11) d. h. von *çp*
mainyu dem „heiligen Geist" geschaffene, oder *añrô-main*
(Vend. Sp. 13, 13) „vom bösen Geist geschaffene"; jene he
bisweilen *yazata mainyava* „verehrungswürdige geistige"
Ysn. III, 4; VII, 4 im Gegensatz der *yazata gaêthya* „de
weltlicher Existenz begabten, der irdischen"), diese *c*
mainyava „geistige Devs" gleichsam „böse Geister". I
selten werden sie an die Spitze der Classen der Wesen ge
z. B. Visp. I, 1; II, 2 u. sonst. Die Form *mainyava* is
einer organischeren, einem sanskr. *manyava* gleichen,
durch die in die vorhergehende Silbe hinüberwirkende as
lirende Kraft des *y* entstanden; schon Bopp hat (Verg
S. 40) angedeutet, dass diese Assimilation nicht immer
findet; und so erscheint z. B. selten *ainya,* sondern fast i
anya = skr. *anya;* wie sich schon hier beide Formen n
einander, wenn auch nicht in gleichem Verhältniss, finde
findet sich auch in einer andern Ableitung von *mainyu,*
lich durch *vat,* wobei das *u* in *yu* von dem *v* in *vat* abs
(vgl. *hvâthwa* aus *hu-vâthwa*) und das *y* dann zu *i*
sowohl die Lesart *mainivaṭ,* welcher Burnouf den V

gegeben hat, als *manivat*, welche Westergaard aufgenommen hat; eben so finden sich auch sonst manche VV. LL. in Bezug auf solche durch blosse Assimilation entstandene *i*. Es ist daher nichts weniger als gewagt anzunehmen, dass neben *mainyava* auch eine Form *manyava* existirt habe; deren Nominativ Singul. würde *manyavô* sein, und da im griechischen Alphabet weder *j* noch *v* ausgedrückt werden konnte, so entspricht ihm MANAO vollständig. Danach ist MANAO BAΓO wörtlich „geistiger Segenspen-|der". Allein, wenn wir berück- 465 sichtigen, dass *mainyava* in den Zendschriften oft den Gegensatz gegen *gaêthya* „weltlich" oder „irdisch" bildet, und die Mächte des guten Geistes nach dem zoroastrischen Glauben in der besten Welt, dem Paradies, dem Himmel ihren Wohnsitz haben, so möchte es eben so sehr erlaubt sein, diese Worte durch „himmlischer Segenspender" zu übersetzen. Welchem Gott der Zendschriften Manao bago speciell entspricht, wage ich nicht mit vollständiger Sicherheit zu entscheiden; am meisten neige ich mich dazu, eine Personification der himmlischen Izeds überhaupt darin anzusehn, grade wie wir sogleich eine Personification „der anfangslosen ungeschaffnen Lichter" kennen lernen werden. Dafür spricht einerseits, dass *bagha* in der schon citirten Stelle Yt. X, 141, wo Mithra „der wahrhaft stärkste der Baghas" genannt wird, entweder, da Mithra ein Ized ist, mit *yazata* identisch erscheint, oder diesen Begriff mit umfasst, andrerseits, dass in den Keilinschriften die *yazatas* gar nicht vorkommen, wohl aber *bagas* im Plural, in denen man hier ein Synonym der *yazata* der Zendschriften wohl unbedenklich erblicken darf. Da übrigens, wie schon bemerkt, *bagha* in den Zendschriften oft den Ormuzd bezeichnet, so halte ich es für fast eben so wahrscheinlich, dass diese Darstellung den höchsten Gott repräsentirt, wofür die schon erwähnten Übereinstimmungen mit den Bildern desselben bei Lajard Pl. II, 22 und XXX, 7 geltend gemacht werden können. Der Einwand, dass wir alsdann auf indoscythischen Münzen demselben Gott unter drei Namen — nämlich ausser dem eben besprochenen noch als OKPO und APΔOXPO — begegnen, würde bei einem so hohen Gott wenig verfangen, um so weniger, wenn wir bedenken, dass für die so viel tiefer stehende Arduisur aus den Adjectiven, durch welche sie bezeichnet wird, nämlich *ardvî çûra* „hohe starke",

anâhita „weisse“ und *aurvaṭ* in *aurvaṭ-açpa* „schnelle Rosse habende“ drei Cultusnamen hervorgegangen sind, nämlich Arduisur, Anahit und 'Ανάνδατος (vgl. Monatsn. 213).

Eine Münze endlich trägt die Inschrift ONIP (Wils. XII, 11). Ich brauche wohl nur zu bemerken, dass darin der Ized, dessen persischer Name Aniran (Anquetit du Perron I, 2, 132) ist, von mir erkannt wird. Dieser persische Name ist ein Plural und eine phonetische Umwandlung des zendischen Plurals *anaghranãm*. Das Thema *anaghra* wird nämlich im Plural mit den Pluralen von *raocaṅh* und *qadhâta* verbunden und bezeichnet „die anfangslosen selbstgeschaffnen Lichter“, welche in den Zendschriften z. B. Ysn. I, 16 mit Andacht angerufen werden. Daraus hat sich zur Zeit, als das Streben nach polytheïstischer Individualisirung der heiligen Gegenstände in der zoroastrischen Religion sich geltend machte, ein Ized gestaltet, welcher durch das erste Adjectiv bezeichnet ward. Beachtenswerth ist, dass dieses, wie schon bemerkt, so früh schon sich zu der neupersischen Form corrumpirt hat. |

466 Bezüglich ΦΑΡΟ bemerke ich, dass wenn, meiner Erklärung zufolge, in ΟΡΔΑΓΝΟ und ΜΑΝΑΟ das persische *v* in der griechischen Schrift spurlos eingebüsst ist, die übrigens von Lassen selbst nur zweifelnd hingestellte Identification mit zend *vâra* noch unwahrscheinlicher wird. Etwas sicheres kann auch ich nicht geben; doch scheint mir noch immer (vgl. Indien 85 n. 83) die Zusammenstellung mit dem im Zend so häufig in Verbindung mit heiligen Wesen vorkommenden Part. *frâdaṭ* „schaffend, geschaffen habend“ auf das Richtige leiten zu können. Nach Analogie des Sanskrit würde nämlich auch im Zend ein Nomen agens von demselben Verbum, *frâdha* lautend, existiren können; dass dieses Ysn. XXXIV, 14; XLVI, 12 erscheint, will ich, da ich diese Stellen nicht hinlänglich verstehe, nicht mit Entschiedenheit behaupten; allein seine Existenz im Persischen wird durch den altpersischen Eigennamen *Frâda* (Keilinschr. Gl. s. v.) sehr wahrscheinlich. Im sogenannten Pazend würde es nach bekannten Analogien (vgl. Monatsn. 35) *frâha* geworden sein; nun finden wir, dass schon im Zend anlautendes *fr* oft durch ein *e* gespalten wird (s. Brockhaus Vendidad Sade Index); so würde *ferâha*, im Nomin. *ferâhô*, entstehn; dass auch auf diese Weise entstandenes *h* ausfiel, zeigen die a. a. O. angeführten Beispiele; so würde

ferað entstanden sein, welches wohl zu Φαρο werden konnte. Es wäre alsdann eine Darstellung des „Schöpfers“. Erlaubt man sich jedoch anzunehmen, dass, wie bisweilen im Neupersischen, zendisches *p* auch ohne Einfluss eines unmittelbar folgenden *r* oder andern aspirirenden Lauts schon zur Zeit der indoscythischen Münzen *f* werden konnte, dann bieten sich mehrere Erklärungen dar; am passendsten vielleicht eine Identification mit dem in mehreren Stellen, z. B. in der oben angeführten Yt. VIII, 12, in sehr solenner Bedeutung erscheinenden *paoirya,* Nom. *paoiryô* „der erste, alte“. Auch hier ist das *i* vor *r* nur durch Assimilation wie in *mainyava* entstanden; konnte es also auch fehlen, so würde *paoryô*, da *j* nicht mit griechischen Buchstaben wiedergegeben werden konnte, mit ΦΑΡΟ fast ganz stimmen. Da *pooirya* in Verbindung mit Mithra erscheint (vgl. Yt. X, 13. 90. 101), und das Bild des ΦΑΡΟ mit dem des Mithra fast ganz identisch ist (vgl. Wils. XIV, 3 mit 2), so könnte man vielleicht darin eine Individualisirung eines Beisatzes von Mithra, also gewissermassen eine Nebenform desselben, eine Auffassung desselben als „ersten Wesens“ (vgl. die *devâḥ pûrve* „die alten Götter“ Yajur-V. 17, 29) sehn; mir schiene jedoch, im Fall die Zusammenstellung zu billigen, besser, in dem Bild die Darstellung eines *paoiryô-ṭkaêsha* zu erblicken, d. h. eines von denen, die „die erste (die alte) Lehre empfangen haben“ (vgl. Burnouf Y. 565), also gewissermassen „eines Patriarchen“.

Das, was ich über einige andre Namen zu bemerken hätte, ist noch minder sicher, als das über ΦΑΡΟ gesagte. Ich lasse | sie daher für jetzt unberührt. Sollten sich mir 467 aber entscheidende Momente für die eine oder die andre meiner Vermuthungen später ergeben, so werde ich sie zu einer andern Zeit mittheilen und zugleich einiges über die Bilder selbst daran schliessen.

VI.

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. **Lorenz Diefenbach**, correspondirendem Mitgliede der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Maatschappy der Nederlandsche Letterkunde zu Leyden, Ehrenmitgliede der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, Mitgliede des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1864. XII u. 746 S. in Octav. |

Götting. gel. Anzeigen, 1865, St. 5, S. 176.

177 Der Verfasser des anzuzeigenden Werkes hat sich auf dem Gebiete der Wissenschaft, Kunst und des praktischen Lebens einen höchst ehrenwerthen Namen erworben. Charakter, Geist und Reichthum an Kenntnissen weisen ihm unter den Männern, welche sich an den praktischen, wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Bewegungen unsrer Zeit betheiligt haben, eine hervorragende Stellung an. Auf wissenschaftlichem Gebiet haben seine Arbeiten im Felde der indogermanischen Sprachen überhaupt, so wie insbesondre in dem der celtischen, germanischen und romanischen nicht wenig zur Förderung einer tieferen Einsicht in deren Entwickelung beigetragen. Die Sprache eines Volkes ist nun aber der treueste Spiegel seines ganzen Lebens überhaupt, so wie speciell seiner Bildung, und so liegt es nah, dass derjenige, welcher sich eindringend mit vielen Sprachen beschäftigt hat, seinen Blick immer mehr erweitert und von den einzelnen Erscheinungen derselben sich bis zur Erkenntniss des in ihnen waltenden und ausgeprägten Geistes erhebt. Alsdann jedoch bedarf es in der That auch noch mancher andrer Studien, welche von ebenso wesentlicher, bisweilen noch wesentlicherer Bedeutung für die Erkenntniss der Natur, des Charakters, der Entwicklungsgeschichte und der Bildung der Völker sind, und es lässt sich nicht verkennen, dass sie in ihrer Selbstständigkeit einen solchen Umfang gewonnen haben, dass jede allein genügt, die geistige Kraft eines Mannes in Anspruch zu nehmen und vollständig zu beschäftigen. Von der physischen Gestaltung der Völker sind ihr ursprünglicher Charakter, ihre Anlagen zwar wohl nicht im strengsten Sinne des Wortes



abhängig, aber doch wenigstens stark beeinflusst; die in dieser Bezie-|hung hervortretenden Verschiedenheiten typisch hin- 178 zustellen, oder gar sich der Beziehungen zwischen ihnen und den verschiedenen geistigen Richtungen der Völker einigermassen bewusst zu werden, ist eine Aufgabe, deren Lösung schon an und für sich ausserordentlich schwierig, durch die seit vielen Jahrtausenden eingetretene Mischung der Völker noch mehr erschwert ist. Die physische Beschaffenheit der Urheimat bestimmter Völker, die ihrer späteren Sitze, die Natur und der Charakter der angränzenden oder überhaupt der Völker, mit denen sie in Berührung kommen, die äussere und innere Geschichte derselben, speciell die Entwicklung der im Menschen liegenden Triebe bis zu systematischen Organismen (Sprache, Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft), die genaue Scheidung des darin hervortretenden ureignen und des aus der Fremde überkommenen, dieses und andres, z. B. Geschichte der Wissenschaft überhaupt und der einzelnen Wissenschaften, der Kunst und der Künste, dessen weitre Ausführung hier zu weit führen würde, sind alles so wesentliche Momente für die tiefere Erkenntniss der Völker und der Bildungsgeschichte, dass für jeden, welcher sich diese zur Aufgabe stellt, ein eindringliches Studium derselben unumgänglich nothwendig wird.

Allein so umfassend und schwierig auch die Völkerkunde und Bildungsgeschichte durch die Menge der Disciplinen wird, deren man zur Gewinnung derselben nicht entbehren kann, so dass man fast wagen dürfte zu behaupten, dass es eine Aufgabe sei, deren einigermassen befriedigende Behandlung die Kräfte eines einzelnen Mannes übersteige, so lässt sich doch nicht verkennen, dass derjenige, welcher sich eindringend | mit der Sprache beschäftigt hat, wenigstens vor vielen andern, 179 welche von andern Wissenschaften herkommend sich dieser Aufgabe unterziehen wollten, manches voraus hat. Vorweg ist, wie schon bemerkt, die Sprache der treuste Spiegel der Volksseele, sie ist der Inhalt alles dessen, was sich ein Volk zum Bewusstsein gebracht hat, sie giebt, richtig befragt, auch in den meisten Fällen entscheidende Antwort über die Art, sowie den Weg, auf welchem es sich die Objecte seiner Erkenntniss zum Bewusstsein gebracht hat, über die ihm eigenthümliche Form des Empfindens, Vorstellens und Denkens,

Antworten, welche grade für die Kunde völkerlicher Besonderheit von der allergrössten Wichtigkeit sind; man kann demnach sagen, dass der, welcher sich vorzugsweise mit der Sprache beschäftigt hat, durch diese seine specielle Beschäftigung dem Centralpunkt der Völkerkunde wenn auch nicht am nächsten, doch sehr nahe steht. Er ist aber ausserdem durch seine besondre Wissenschaft genöthigt, sich wenigstens mit einem nicht unbeträchtlichen Theil derjenigen Disciplinen bekannt zu machen, die auch für die Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit sind. Wo er die Frage über die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen zu erwägen hat, muss er sich mit dem physischen und geistigen Unterschied der Völker ebenso sorgsam bekannt zu machen suchen, wie der Ethnolog; um die Anwendung und den Gebrauch der Sprache zu begreifen, mit der Litteraturgeschichte; um den Inhalt derselben, mit den Objecten sprachlicher Darstellung. Man kann demnach nicht mit Unrecht behaupten, dass der Glossolog auf dem besten Weg ist, ein Ethnolog und Cultur-
180 historiker zu werden und bei hinlänglichem Muth | und Ausdauer kaum verfehlen kann, dies Ziel zu erreichen. Man wird zwar andrerseits nicht umhin können, einzuwenden, dass es einem einzelnen Menschen nicht möglich sei, auf allen diesen Gebieten eine Selbstständigkeit zu gewinnen, sie in demselben Grade sich anzueignen, zu beherrschen, wie der, welcher sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, aber dieser Einwand trifft jeden andern eben so sehr. Die Ethnologie sowohl als die Bildungsgeschichte setzen einen Complex von Kenntnissen voraus, den wohl Niemand in vollständiger Selbstständigkeit wird zu beherrschen vermögen. Aber wenn man nicht selten selbst in beschränkteren Wissenschaften genöthigt ist, Hülfe in einer Wissenschaft zu suchen, die man nicht zu beherrschen vermag, so wird dies bei Disciplinen, in denen jeder Theil eine Lebensaufgabe bilden kann, kaum einer Entschuldigung bedürfen.

Ein Rigorist könnte zwar das Gesetz aufstellen wollen, dass man nur über Gegenstände schreiben solle, die man mit vollständiger Selbstständigkeit sich angeeignet habe und zu beherrschen vermöge — ein Gesetz, welches auch nach des Referenten Ansicht wenigstens für Forschungen seine fast unbeschränkte Geltung haben sollte — allein damit würde man

gradezu eine Fülle von Werken unmöglich machen, von denen es für den Fortgang der Wissenschaften äusserst erspriesslich ist, dass sie überhaupt erscheinen, wenn auch, in Folge des Umfangs ihres Gegenstandes, in noch sehr unvollendeter Form. Wenn jedem, welcher nicht Chinesisch versteht, nicht Malayisch, Äthiopisch oder überhaupt nicht alle die Sprachen, in denen je ein Buch geschrieben ist, untersagt sein sollte, eine Litteraturgeschichte zu schreiben, weil er über | das, was 181 von den Chinesen, Malayen, Äthiopen geleistet ist, nicht selbstständig zu urtheilen vermöge, sondern sich an das von andern darüber Mitgetheilte halten müsse, dann würden wir wohl in alle Ewigkeit auf eine Litteraturgeschichte zu warten haben. Jeder würde sein Lebelang in den Vorbereitungen zu einem Werke stecken bleiben, und fast die ganze Litteratur würde sich auf Monographien beschränken.

Auch das vorliegende Werk lässt nicht selten erkennen, dass der Hr Verf. auf den vielen Gebieten, die er berührt, nicht gleich heimisch ist; in der Litteraturgeschichte ist er wesentlich von Wachler, in der Geschichte der Musik von Schlüter, Ambros und Nohl (vgl. S. 660, 665, 666) abhängig. Dennoch freuen wir uns, dass er sich dadurch nicht hat abhalten lassen, das, was er für eine Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte von Wichtigkeit hielt, zu veröffentlichen. Es lässt sich trotz aller Mängel nicht verkennen, dass der geehrte Verf. auch diejenigen Gegenstände, welche seinen bisherigen wissenschaftlichen Publicationen ferner liegen, im Wesentlichen vollständig verarbeitet, sich in den Hauptzügen angeeignet, sie in das Bereich seiner eignen Weltanschauung gezogen, sie davon durchdrungen und ihnen das Siegel seiner besonderen Individualität aufgedrückt hat.

Dagegen kann ich nicht bergen, dass es mir fast scheint, als ob es dienlicher gewesen wäre, die Volkskunde und die Bildungsgeschichte von einander zu trennen und jede besonders zu behandeln. Ich verkenne zwar keinesweges, dass beide in einander übergehen, und dass das die Menschheit trennende Moment, welches in der Verschiedenheit der Völker liegt, in der Bildungsgeschichte der Menschheit immer mehr zu-|rück- 182 tritt, gewissermassen stufenweise abnehmend in der Kunst, der Industrie und anderem, bis es in der höchsten Entwicklung der Menschheit: der Wissenschaft, wenn auch nicht fast

völlig aufgehoben, doch von der allgemeineren Richtung weit überragt wird. Allein die bestimmenden Richtungen sind divergirend, gradezu entgegengesetzt. Bei der Völkerkunde wird, so viel mir scheint, die Erkenntniss der Differenz der Völker, die Richtung auf die Hervorhebung derselben, ihr Einfluss auf die verschiedene Gestaltung der menschlichen Schöpfungen, wie Sitte, Recht, Staat, Religion, Kunst, Wissenschaft in ihrer völkerlichen Besonderheit das wesentliche sein, mit einem Wort die Besonderung der Menschheit nach Völkern den eigentlichen Kern, das Centrum der Aufgabe bilden. Sie geht also gewissermassen vom allgemeinen Begriff der Menschheit aus und steigt von da herab zur Erkenntniss ihrer Besonderungen. Umgekehrt ist der Weg der Bildungsgeschichte. Sie setzt die völkerlichen Besonderungen als etwas gegebenes voraus und weist nach, wie theils durch das allen diesen Besonderungen zu Grunde liegende allgemein Menschliche, theils durch historische Vermittlungen, gewissermassen in einem dialektischen Process, die völkerlichen Differenzen sich in den grossen geistigen Schöpfungen — Sitte, Recht, Staat, Religion, Industrie, Kunst, Wissenschaft — immer mehr ausgleichen und einer sich immer mehr verallgemeinernden und umfassenden menschheitlichen Bildung Raum geben. Dass beide Gebiete sich sehr nahe stehen, verkenne ich keinesweges; allein sie scheiden sich doch auch dadurch, dass die Völkerkunde zwar die Voraussetzung der Bildungsgeschichte bildet, nicht 183 aber umgekehrt. Die Völkerkunde kann | wenigstens unabhängig davon bearbeitet werden und ist so umfassend, dass sie schon darum eine besondre Behandlung verdient. Meine vielleicht ganz specielle Neigung, die Zweige des Wissens nach den in ihnen sich kund gebenden besonderen oder gar divergirenden Richtungen so sehr als möglich zu trennen — denn eine vollständige Trennung ist, wie ich gern anerkenne, fast durchweg unmöglich, da fast alle mehr oder weniger zusammenhängen und in einander übergreifen — kann ich zwar Niemandem aufdrängen, allein ich kann nicht bergen, dass mir scheint, als ob die Völkerkunde überhaupt und speciell in diesem Buche durch eine Trennung von der Bildungsgeschichte in manchen Beziehungen gewonnen haben würde. So scheint mir dasjenige, was S. 202—209 unter der Überschrift „Psychologie“ über den geistigen Charakter der Völker gesagt wird —

so geistvoll und belehrend es auch ist —, doch im Verhältniss zu dem, was von S. 108—202 über den physiologischen mitgetheilt ist, doch ziemlich dürftig und ungenügend. Genau genommen, wird dieses für die Völkerkunde allerwesentlichste Moment in der That kaum berührt. Es ist zwar, wie der Hr Verf. S. 207 mit Recht bemerkt und auch Ref. gern zugiebt, sehr schwierig, allein eben darum werden Beiträge zur näheren Bestimmung der verschiednen Volksnaturen von so geistvollen und tiefblickenden Männern, wie der Verf. ist, um so dienlicher sein. Es ist dies grade ein Feld, auf welchem von der zusammentragenden, wenn auch noch so emsigen, Arbeit verhältnissmässig wenig, wenigstens nichts Befriedigendes zu erwarten ist. Es bedarf hier einer besonderen Anlage, einer Intuition, der Fähigkeit, in die Seele eines Volkes schauen zu kön-|nen, den Kern desselben zu erfassen und das 184 ganze Leben, alle Schöpfungen des Volkes als seine Ausstrahlungen zu begreifen — eine Gabe, die mit der der dichterischen Charakterisirung so wesentlich identisch ist, dass ich grade auf diesem Gebiete von dem Hrn Verf., der auch im Zweige des Romans sich einen ehrenwerthen Namen erworben hat, manches weiterführende Wort erwartet hätte. Ich bin überzeugt, dass, wenn der Hr Verf. diesem Moment eine schärfere Betrachtung zugewendet hätte, wir seinem geistvollen Blicke vieles verdankt haben würden, was minder scharfe Augen nicht zu sehen und wohl nur ein Darsteller von solchem Geist in die passenden Worte zu kleiden vermocht hätte. Es führt mich dieser Mangel auch zu einer andern Seite des Werkes, wo ich einen ähnlichen zu erblicken glaube. Wenn ich weit entfernt bin, diese Mängel an dem Werke des mir befreundeten und von mir so hoch geachteten Vfs zu verbergen, sie vielmehr geflissentlich hervorhebe, so bitte ich den Hrn Verf. sowohl als den Leser, darin nicht eine Sucht zu mäkeln erblicken zu wollen. Eben die hohe Bedeutung einer solchen Arbeit, und die grossen Geistesgaben des Hrn Verfs bestimmen mich, dasjenige offen auszusprechen, was ich grade von ihm behandelt zu sehen gewünscht hätte, oder noch behandelt zu sehen wünsche. Denn ich gebe mich der Hoffnung hin, dass dieser Versuch, welcher so sehr an der Zeit ist, nicht vorübergehen werde, ohne eine Aufmerksamkeit zu erregen, die ihm eine neue Ausgabe sichern und damit die

Möglichkeit geben wird, die Seiten zu ergänzen, welche etwas lückenhafter geblieben sind, als sich von einem solchen Manne erwarten liess. |

185 Ich kann nämlich nicht verbergen, dass ich in einem Werke, welches Völkerkunde und Bildungsgeschichte verbindet, also seine Einheit in dem Herauswachsen der allgemein menschlichen Bildung aus den besondern völkerlichen Bildungsphasen findet, gewünscht und auch erwartet hätte, diese Verbindung beider Wissenszweige lebendiger hervortreten zu sehen. Der Hr Vf. thut auch dafür manches, insofern als er die Beiträge der verschiednen Völker zur Gesammtentwicklung sondert, ja er geht auch so weit, selbst bei Individuen, welche im Bildungskreise eines ihnen ursprünglich fremden Volkes wirken, ihre ihrsprünglich verschiedene Nationalität stets anzugeben. Ich will — beiläufig gesagt — das letztere nicht tadeln, obgleich ich nicht umhin kann, zu bemerken, dass es die Aufmerksamkeit auf eine Besonderheit zieht, welche weit entfernt das Verhältniss des nationellen Elements in der Bildungsgeschichte zu beleuchten, es ohne genauere Erklärung vielmehr verdunkelt, den Gesichtspunkt verschiebt und einer schiefen Auffassung desselben Thür und Thor öffnet. Individuen, welche die Zeit ihrer receptiven und schaffenden Entwicklung in einem bestimmt ausgeprägten Bildungskreis durchgemacht haben, gehen, vielleicht ausnahmslos, auf jeden Fall mit sehr wenigen Ausnahmen, in diesem Bildungskreis auf; der Charakter ihrer ursprünglichen Nation hat auf ihre Bildung sehr geringen, so gut wie gar keinen Einfluss mehr. Die grossen organischen Menschencomplexe müssen massenhaft vereinigt sein, wenn ein ihnen angehöriges Glied einen bedeutenderen Einfluss auf den Gang seiner Entwicklung von ihnen empfangen soll. Löst sich ein bildungsfähiges, entwicklungsbedürftiges und sich wirklich geistig entwickelndes |
186 Glied ab, tritt es in ein andres Volk über, nimmt es seine Sprache, diesen einzigsten und wahrhaften Körper eines Volksgeistes an, so gehören alle seine Entwicklungstriebe dem Verband an, dem es sich angeschlossen hat; nur, wenn es in engerem Verband mit seiner ursprünglichen Nation bleibt, kann der Einfluss des Bildungskreises, in welchem es lebt, gehemmt werden und eine mehr oder weniger zwitterhafte Bildung desselben veranlassen. Anders ist es mit denjenigen

Individuen einer ursprünglich fremden Nationalität, denen Bildungsfähigkeit und Bildungstrieb mangelt, oder die schon, ehe sie ihren Aufenthalt unter einer fremden Nationalität nahmen, im Wesentlichen ihre Bildung vollendet hatten. Diese werden im Allgemeinen auf der Stufe beharren, auf welcher sie standen, als sie ihren angebornen Bildungskreis verliessen; ihr Verhältniss zu diesem und ihrer neuen Umgebung wird sich im Wesentlichen in dem Grad kundgeben, in welchem sie sich die Sprache ihrer Umgebung angeeignet haben. Bei den jetzt in Europa herrschenden Verhältnissen, welche alle Arten von Communicationen so sehr erleichtern, können sie jedoch auch mitten unter der fremden Nationalität ihre eigne weiter entwickeln, sich von der fremden ganz abschliessen, Deutsche in England, Engländer in Deutschland u. s. w. nicht bloss bleiben, sondern sich auch wesentlich im Geiste ihrer angebornen Nationalität weiter entwickeln. Von Männern dagegen, wie z. B. Chamisso, ist die Angabe, dass sie einer fremden Nationalität angehörten, dass er ein geborner Franzose war, fast nur Sache der Curiosität; er ist so ganz und gar Deutscher, dass jeder Accent, welchen man auf seine fremde Abstammung legt, den zwar denkenden, | aber nicht richtig 187 denkenden Leser über den Charakter nationaler Bildung irre machen kann. Hat ein aus der Fremde stammendes Individuum, welches ganz in den Bildungskreis der neuen Nationalität eingetreten ist, dennoch etwas fremdartiges, so mag dies zwar in der That seinen letzten Grund in der ursprünglich fremden Nationalität, in dem angeerbten Blut haben; allein zu der neuen Nationalität und deren Gewalt steht dies in keinem anderen Verhältnisse, als besondre Familieneigenthümlichkeiten, welche in den ihr stammhaft angehörigen Individuen hervortreten und nicht selten in letzter Instanz ebenfalls auf ursprünglich verschiedner Nationalität, z. B. Einwanderung beruhen. So sind auch selbst in den aus einer fremden Nationalität unter den oben angegebnen Bedingungen in eine andre übergegangnen Individuen Züge, welche der Nation angehören, der sie entstammen, wesentlich nicht wie nationelle, sondern wie Familienzüge anzusehen. Mag man jedoch hierüber streiten — wie ich denn keinesweges verkenne, dass das, was ich in einzelnen Individuen dieser Art unter die Rubrik Familieneigenthümlichkeit bringen würde, mit Rücksicht auf seine

Entstehung auch als nationell bezeichnet werden kann — so wird man doch auf jeden Fall darüber einig sein, dass in einer Bildungsgeschichte, welche gewissermassen die Volkskunde als Grundlage hat, die Charakteristik des Volksgeistes und der Art, wie sich seine Bildung aus ihm erhebt, eine hervorragende Stelle einzunehmen verdient. Und hier, will ich nicht in Abrede stellen, hätte ich von dem geistvollen Hrn Verf. mehr erwartet, als in seinem Werke geschehn ist. So sehr die Völker sich in den allgemeinen Resultaten der Bildung
188 näheren, so mäch-|tig treten sie doch auch auf diesem die Menschheit einigenden Gebiet wieder auseinander. Ja, je tiefer die Entwicklungen auf diesem Gebiete sind, desto mehr scheiden sie sich, und die Scheidung beruht auf dem immer gewaltiger, vollendeter sich in ihnen ausprägenden Volksgeist. So sehr sich z. B. in unsrer Zeit die drei auf dem Gebiete des Geistes thätigsten Völker, Franzosen, Engländer und Deutsche, in den allgemeinen Resultaten der Bildung einander näheren, so treten sie doch in den Principien, welche die Entwicklung derselben beherrschen, weit auseinander. Wird man auch gern zugeben müssen, dass jede allgemeine Charakterisirung cum grano salis zu nehmen ist, dass sie nicht alle Individuen unter sich begreift, und dass eine Nation, wie sie Individuen umfasst, die sich in ihrem physischen Bau andern Nationen näheren, so auch solche, deren geistige Anlagen und Richtungen verbindende und in eine fremde Nationalität übergreifende Ringe bilden, so lässt sich doch nicht verkennen, dass — abgesehen von andern mehr auf nationeller Differenz begründeten Bildungskreisen, wie Sitte, Recht, Kunst — selbst in der Wissenschaft sowohl Anfang als Mitte und Ende völkerlich scharf auseinandergehn. Man kann, ohne zu viel zu sagen, behaupten, dass die Betreibung der Wissenschaft bloss um ihrer selbst willen im grossen Ganzen entschieden eine Eigenthümlichkeit der Deutschen ist, dass in England auch auf diesem Gebiet das Nützlichkeitsprincip wenigstens wesentlich vorherrscht, in Frankreich dagegen das Streben nach Genuss — natürlich einem geistigen —, dem niemand, eben so wenig wie dem Nützlichkeitsprincip, eine schöne wenn gleich einseitige
189 Berechtigung absprechen wird. Aus | dieser Differenz des wissenschaftlichen Triebes folgt sogleich eine sehr wesentliche Verschiedenheit in der wissenschaftlichen Richtung. Dem

Deutschen genügt es, den Gegenstand seiner wissenschaftlichen Thätigkeit herausgestellt zu haben, der Engländer ist nicht eher befriedigt, als bis er ihn brauchbar gemacht hat, der Franzose will ihn gefällig, geniessbar; will man es bildlich ausdrücken, so kann man sagen, der Deutsche holt das Metall aus den Schachten, der Engländer münzt es aus, der Franzose verarbeitet es zu Werken des Schmucks und des Zierraths. So scheidet sich denn auch nach diesen Principien die Darstellung. Der Deutsche lässt den Gegenstand sich selbst aussprechen, er wagt es nicht, irgend einem seiner Elemente eine hervorragendere Stellung einzuräumen, als es durch sich selbst zu beanspruchen vermag, der Engländer hebt die Seiten besonders hervor, von welchen aus er ihm von besonderem Nutzen zu sein scheint, der Franzose die, durch welche er zu dem höchsten geistigen Genuss verarbeitet werden kann. Hier tritt der Deutsche in einen Gegensatz zu beiden Völkern, der wesentlich darauf beruht, dass die wissenschaftliche Entwicklung der Engländer — wie sie, dem Ursprung des englischen Volkes gemäss, zwischen deutschem und romanischem Geist in der Mitte ruht — bis jetzt mehr unter dem Einfluss des romanischen als des germanischen gestanden hat. Der deutsche Geist hat sich nie von dem Gedanken befreien wollen und wird sich — so lang er ein ächt deutscher bleibt — nie davon befreien, dass alle geistigen Entwicklungen auf einem dunkeln undurchdringlichen Hintergrunde ruhen, dass ein Streben, welches, um Klarheit zu gewinnen, diesen dunkeln Hin-|tergrund verkennen oder gar aufopfern wollte, ein falsches, 190 ein der Wahrheit — dem letzten Princip der Wissenschaft — gradezu widersprechendes sei. Diesen dunkeln Hintergrund übersieht er weder in Sachen noch Personen und charakterisirt bis in die untersten Volksschichten hinab — ein Zeichen, dass diese Anschauung den ganzen Volksgeist durchdringt — das Bedeutende seiner Art durch die auf den ersten Anblick sonderbare und, so viel mir bekannt, bei keinem Volke wiederkehrende Wendung „es ist etwas hinter ihm“ oder „dahinter“; er erkennt damit die äussere Erscheinung als etwas zur Ergründung des Gegenstandes nicht genügendes, er spricht es aus, dass dessen eigentliches Princip in einem Hintergrunde ruht. Der Engländer und Franzose weiss bei seiner wissenschaftlichen Darstellung nichts von diesem dunkeln Hinter-

grunde, oder will nichts davon wissen. Er sucht den Gegenstand derselben ganz davon abzulösen, eine Gruppe gewissermassen zu bilden, um welche man von allen Seiten herumgehen kann, die er ins hellste Licht zu rücken vermag, der er durch Benutzung von farbigen Stoffen diejenige Farbe zu verleihen vermag, die ihm die angemessenste oder schönste zu sein scheint. Der Deutsche wagt ihn nicht von diesem Hintergrunde abzulösen. Wenn ihm seine Arbeit noch so sehr gelingt, wenn er die Theile seines Gegenstandes noch so lebendig hervortreten zu lassen vermag, es werden stets nur — wenn auch noch so erhaben gearbeitete und abgerundete — Reliefs daraus, die, wenn auch in einzelnen Theilen abgelöst, doch im Ganzen mit dem Hindergrund verbunden bleiben, auf dem sie ruhen. Er kann es nicht über sich gewinnen, sie von 191 ihrer ursprünglichen Stelle in einen künstlich er-|hellten Saal zu rücken. Wer sie genauer betrachten will, muss ihn zu der Stelle begleiten, wo ihre Natur sie hingestellt hat, einer Stelle, die nicht selten durch den Hintergrund, der sie abschliesst, noch verdunkelt ist, die durch die mit Mühe geöffneten Zugänge vielleicht kaum ein mattes Licht empfängt. Sie von diesem Hintergrund gewaltsam loszureissen, von dieser ihrer naturgemässen Stelle zu entfernen, um sie in ein helleres Licht zu bringen, scheint ihm eine Entheiligung; solch Streben nach Klarheit eine Aufopferung der Wahrheit.

Doch so viel im Allgemeinen. Fügen wir nur noch eine Übersicht des Inhalts hinzu, damit der Leser die Fülle des ihm in diesem Werk gebotenen zu übersehen vermöge.

Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, deren erste die Volkskunde behandelt (S. 1—357), die zweite (S. 358 bis zu Ende) die geistige Volksthätigkeit in engerem Sinn. Der ersten Abtheilung ist eine sehr inhaltsreiche und werthvolle Einleitung vorausgesandt „Die Völker nach ihrer Entstehung, Abgrenzung und Wechselbeziehung". Dann wird das Volksthum in seinen Einzelnheiten, z. B. nach Sprache, Volksnatur, Geschichte, Sitte, Religion, Rechtsbrauch und äusserer Volksthätigkeit besprochen. Daran schliesst sich die Bildungsgeschichte mit der verknüpfenden Nebenbezeichnung Geistige Volksthätigkeit. Die Rubriken, in welchen sie abgehandelt ist, sind Sprache und Schrift, Redekunst, Dichtkunst, Wissenschaften, Tonkunst und bildende Künste.



Alle diese Rubriken sind sehr reich, vielleicht in manchen Beziehungen zu reich ausgestattet; insbesondre scheint mir eine zu grosse Fülle von Namen aufgenommen zu sein. Ich | glaube, dass der Hr Verf. hier mehr hätte sichten sollen. 192 Sonderbarer Weise fehlt (S. 587) unter den Mathematikern der allergrösste, Gauss.

Wir scheiden von dem Buche dankbar für viele genussreiche Stunden und wünschen, dass der Herr Verf. bald Gelegenheit erhalten möge, dasselbe von neuem umzuarbeiten und dem erstrebten Ziele immer mehr entgegenzuführen. Wenn gleich es auch schon in dieser Gestalt sehr nutzbringend wirken wird, ist es doch so angelegt, dass jede neue Bearbeitung seinen Werth sicherlich erhöhen wird.

VII.

An Old Zend-Pahlavî Glossary [1].

The Chronicle, 1867, No. 31, S. 730.

The general contents of the old Zand-Pahlavî Glossary, which has just been published by order of the Bombay Government, had already been made known by Anquetil du Perron, although this is its first appearance in a thoroughly scientific form. The great value of the work, however, for a correct appreciation of the sacred books of the ancient Persians, is not confined to its main feature, but is largely increased by extracts from the Dînkart and Ardâi-Vîrâf Nâmeh given in the second introduction, and by the two introductions themselves—one by Destur Hoshengji Jamaspji, and the other by Dr. Martin Haug. The extracts tell the melancholy story of the sacred books as handed down

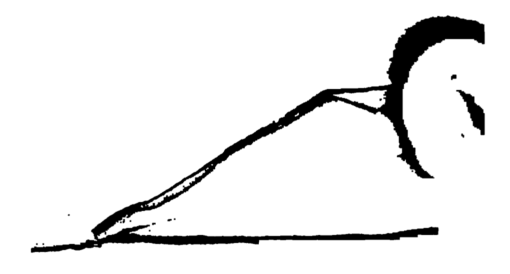
[1] An Old Zand-Pahlavî Glossary. Edited in the original characters with a Transliteration in Roman letters, an English Translation and an alphabetical Index by Destur **Hoshengji Jamaspji**, Highpriest of the Parsis in Malwa, India. Revised with Notes and Introduction by **Martin Haug**, Ph. D. Published by order of the Government of Bombay. (Bombay: Government Central Book Depot.)

by tradition. The Dinkart says that two, to a certain extent official, manuscripts of these books have existed, one of which was burnt at the time of Alexander the Great's conquests, while the other fell into the hands of the Greeks and was translated into their language—a statement which may very possibly refer to Hermippus's collection of Zoroastrian writings mentioned by Pliny (Nat. Hist. XXX, 2). After this, we are told, Ardeshîr Bâbekân, the Sasanian, „collected all the writings from the various places where they were scattered". When the Arabian conquest entailed fresh calamities upon the followers of Zoroaster, „Adarbâd . . . the chief of the . . . Zoroastrians arranged the old copies, which were scattered from the fragments". After his death, „the written documents fell to pieces and were scattered; they became worn out by age and rotten". Last of all they were indebted to Humûn Atûnpât, who constantly collected „whatever of worn out, mouldering, and dusty books had been recovered by the believers". The Ardâi-Vîrâf Nâmeh only mentions the destruction of the sacred books by Alexander, both the original text and the Pahlavî translation; but it paints the subsequent state of things in such black colours, that, like the Dînkart, it justifies the most gloomy conjectures as to the genuine preservation of the books themselves and their interpretation. „It came to pass that there was no master, no king, no chief, no Destur, nor any one who knew the religion".

The interpretation of the text, of course, depends essentially upon the Pahlavî translation, which Destur Hoshengji and Dr. Haug take, on very probable grounds, to be much older than is generally assumed. But even this must have become obscure during the long period of persecution which, from the time of Alexander, fell upon the followers of Zoroaster; and its interpretation was rendered still more difficult by the alphabetical characters in which it is preserved. These are so easily confounded that there are few words which cannot be read in more than one way: indeed it may almost be said that most of them cannot be deciphered till their proper meaning is ascertained. This must have opened the door to the most different interpretation of single words and of whole sentences; and of course the difficulty was increased by every additional copy that was taken of the text. „In the

course of time", says Dr. Haug, „additions were made, and changes introduced, harmonizing with the opinions of learned copyists or interpreters, as the ambiguous Pahlavî characters were read differently by different scholars (as is done up to the present day by different Desturs, who interpret the Pahlavî each in his own way)". But even the oldest Pahlavî translation can scarcely have been based upon a correct comprehension of the original text. However early its date may be fixed with probability, it must certainly have been made at a time too remote from the composition of the original for its correctness te be taken for granted. These doubts are confirmed by the Glossary before us, which, although it undoubtedly belongs to a comparatively ancient period, is full of misapprehensions of the text.

The state of the case therefore—leaving other grounds out of the question—is this, that we cannot be sufficiently careful and on our guard in the use of all translations and expositions of the Zend writings, based exclusively or even largely upon the Pahlavî translation. In testing them we must always ask ourselves three questions:—1. Did the translator read and apprehend correctly the existing text of the Pahlavî translation? 2. Is that reading the oldest? 3. Was it based upon a correct understanding of the original text? Of course there is no doubt of the great value of the Pahlavî translation. It must always form the foundation of a correct translation and exposition of the original, but not without the utmost critical care and a patient comparison with the original. This presumes a labour which can hardly achieve its end within the lives of the present generation, and those who look for ripe fruit from a newly planted tree will find themselves grievously disappointed. But there is no reason to doubt the ultimate realization of all reasonable hopes; for the Semitic languages more especially give such help towards interpreting the Pahlavî text, and the Indo-Germanic languages towards understanding the original, that much good fruit has already been produced, and there is promise of much more. But it is necessary that those who labour in this field should accustom themselves to the thought that the goal is beyond the reach of their own efforts, and be satisfied if their imperfect services prepare the way for future labourers.



At present our principal guide—although, as will be seen, often a very deceitful one—must be the endeavour to get sense out of the original text. Wherever it is possible to evolve out of the Pahlavî translation an intelligible meaning consistent with the original text, we may, for the time, be satisfied with the result. But when our interpretation of the Pahlavî leads to nonsense or to absolute absurdity, as is often the case in the translations hitherto published, we must doubt the correctness of our own interpretation, and we may suspect the intelligence of the Pahlavî translator. If on such occasions the original suggests a reasonable meaning, we shall be justified in adopting it, though perhaps not with entire confidence. But if it is impossible to get sense either out of the Pahlavî or out of the original, we must be content to leave the passage untranslated. It is harder to make a choice where the Pahlavî translation is sufficiently or tolerably intelligible, but does not harmonize with the original as the resources within our reach compel us to interpret it. For it is evident that a translation the authority of which is so impaired can make no claim to implicit confidence, even when it offers a perfectly intelligible reading. The value to be ascribed to it, compared with other sources of assistance, must depend upon a just and careful estimate of the relation in which they stand to it. Our other sources of information are chiefly derived from comparative philology, our guides being either the other 731 Iranian languages, | Sanscrit, especially the Vedas, or lastly any of the Indo-Germanic languages. It would take us too far to enter into a minute examination of the relation which these three sources occupy to each other and to the Pahlavî translation. Our estimate of this must depend upon the antiquity ascribed to the original text, upon the locality in which it originated, and upon other questions which are not yet determined with any certainty. We shall confine ourselves to the most important question, that which concerns its relation to the Vedas.

There is a mass of evidence to show that the most essential views contained in the Zoroastrian writings stand in the closest connection with the Vedas. Spiegel and his followers are endeavouring to keep them farther apart than is warranted by the comparative tests which have hitherto been made.



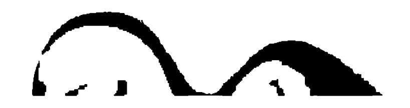
They ascribe to them only a common fundamental idea, reflected in each quite independently of the other. This is not the place to decide so weighty a question; and we must limit ourselves to one general remark and two specific illustrations, which at any rate show that the connection is a much closer one, and that accordingly the Pahlavî translation, even when it makes tolerably good sense, must in many cases give way to an interpretation based upon analogy with the Vedas.

Our general remark concerns the Vedic vowel ऋ, properly *ara*, which exactly corresponds with the *ere* of the Zoroastrian writings. Minute examination will prove decisively—and has already partly proved—that neither the other Indian nor Iranian languages possess this vowel; and in this respect, therefore, they are as much distinguished from the Vedic and Zoroastrian idiom as all the other Indo-Germanic languages. It is true that this vowel is found in Sanscrit, and there are traces of it in the popular languages of India; but Sanscrit is only a refined development of the language of the Vedas, and its influence fully explains the few traces of ऋ which occur in the dialects of India. So that the Vedic language and that)f the Zoroastrian writings have a higly remarkable peculia·ity in common, which distinguishes them from the most :losely as well as from the most remotely connected tongues. l'his makes it extremely probable that both languages went hrough coherent processes of development, were able during his period to exercise mutual influences, and came into di·ect communication. This probability is rendered still more ikely by a mass of individual coincidences. Many of these ıave already been brought to light, and many have still to)e added to them. At present we shall confine our notice o two.

In Yaçna IX, 30 ff. to the end (Westergaard = Spiegel X, 94 ff.) each sentence closes with the words *vadare jaidhi*. *'adarê* by itself occurs in Yaçna XXXII, 10. Spiegel transates the words *vadare jaidhi*, „come hither with an instrument", nd again, „come hither with a weapon", and lastly, „bring ither a weapon" („komme herzu mit einem Mittel", „komme ıerzu mit einer Waffe", „bringe herbei eine Waffe"). Justi, n accordance with this, explains *vadare* as „instrument, weapon or striking, slaying" („Mittel, Waffe zum schlagen, tödten"),

and he takes *jaidhi* to be the second person of the imperative from *jam*, „to come"; under *vadare* he translates the phrase with a slight alteration from Spiegel, „come with an instrument to slay". He derives *vadare* from a reflex, not appearing in the Zoroastrian writings, of the Sanscrit verb वध्, „to strike, kill"; and he might have established the correctness of this derivation beyond all doubt, had the Sanscrit reflex of *vadare* itself, namely, वधर्, not escaped his notice. As the Sanscrit गम् is certainly reflected in *jam*, and *jaidhi* therefore might very well correspond with the Vedic गहि, for the original form गधि, nothing, so far as the word itself is concerned, could be said against the presumption that *jaidhi* is the 2nd pers. sing. imperat. of *jam;* but still both Justi and Spiegel ought to have felt some scruples about the ungrammatical suppositions to which they were forced by their translation. For *vadare* is not an instrumental, and cannot, by a strict standard of grammar, be translated „with an instrument", „with a weapon". Nor, according to the explanation given, would *jaidhi* be a causal; and it cannot therefore in strictness be translated „bring hither". But, in fact, the syntax of the Zoroastrian writings, in the state in which they have been handed down to us, is extremely arbitrary, and for the present might be allowed to excuse ungrammatical assumptions such as these. Whether this will be the case when we have got down a little deeper, and have begun to recognize and eliminate the many corruptions of these writings, is a question which cannot yet be discussed; and in the case before us, as we shall see, it would be unnecessary to discuss it.

Just as it escaped Justi that the reflex of *vadare* is preserved in Sanscrit, so it escaped both him and Spiegel that the combination *vadare jaidhi* itself is reflected in the Vedas, in the words जहि वधर् (Ṛgveda VII, 25, 3). Now the first question is, Are these two phrases identical? Upon this point it is unnecessary to waste words. Spiegel himself will scarcely dispute the justness of the assumption. And if the identification of the two phrases is warranted, it necessarily follows that they are liable to the same explanation in the Vedas as in the Zoroastrian writings; and the only question is whether the interpretation founded upon Parsi tradition, or that which the Sanscrit gives us, is the right one. The word वधर् is



explained in Sanscrit essentially as *vadare* is explained by Justi, in the first place as any deadly weapon (compare the Sch. Ṛgv. I, 32, 9; II, 34, 9), and especially as a synonyme of वज्र, „thunderbolt“ (Naighaṇṭuka II, 20; Sch. Ṛgv. I, 161, 9). जहि is the regular 2nd pers. sing. of *han*, „to strike“; and that this is the meaning here is more than sufficiently shown by the phrase in Ṛgv. II, 34, 9, where the 2nd pers. pl. हन्तन appears in connection with वधर्. जहि stands for the original form झधि, as is well known; and हन् is reflected in the language of the Zoroastrian writings by *jan*, so that *jaidhi* is the genuine reflex of झधि. In accordance with this, *vadare jaidhi*, like जहिवधर्, would mean „strike“—i. e., „hurl the thunderbolt“. Now, as the combination *vadare jaidhi* will very well bear the signification of its Sanscrit reflex, but the latter cannot possibly bear the interpretation chosen by Justi and Spiegel, it follows that it ought to be explained in analogy with the Veda; and we can scarcely be mistaken in recognizing here a form of expression common to both languages, which to a certain extent bears the character of a formula.

We will adduce one more illustration which speaks no less strongly in favour of the closest connection between the two languages. In Yaçna X, 4 (West. = X, 11 Sp.) occur the words *ashahê khâo ahi*. It hat not escaped Justi that *khâo* is connected with the Sanscrit खा; and the only question is, whether he is right in stating that *khâo* can only be the nom. pl. Without going into this question, we will only observe that it may be the nom. sing. for the original form *khans* from *khan*, as *zyâo* for *zyams* = Lat. *hiems* (compare χιών for χιομς), *zâo* for *zams*, Sanscrit ज्मा: for ज्मंस् (so χθών for χομς). But this is a secondary question, the principal consideration concerning *ashahê*. Justi derives its theme *asha* from *aksh;* and he gives as its proper meaning, but with a mark of interrogation, „transparent“, comparing it with Sanscrit अच्छ. It is unnecessary to discuss this derivation, as it has long been proved, by a number of words in which *sh* is contained, that this sound corresponds with the Indian and Sanscrit ऋत्. Although this identification is suggested by such simple etymological explanations as *amesha* Sanscrit अमृते (Ṛgv. V, 33, 6), and removed almost beyond doubt by such reflexes as *Arda behest* = *Asha vahista,* Justi never pays any attention to it.

732 If any further confirmation were | needed, the passage we are noticing would amply provide it.

Just as *ashahê khâo ahi* is applied here to a divinity, so in ऋध्याम ते वरुण खां ऋतस्य (Rgv. II, 28, 5), the last two words appear as an attribute of Varuṇa. In Sanscrit ऋत stands for the old Indian form अर्त, with which *asha* corresponds, just as *amesha* with अमर्त, *ash* as a reflex of *ṛt* showing itself for instance in *ashavan* = Sanscrit ऋतावन्. We have therefore in this combination *ashahê khâo* = Vedic ऋतस्य खा, another formula common to both languages.

But we may draw a further conclusion from this identification. According to existing tradition *asha* is translated „pure, purity". No doubt this tradition is a comparatively old one; and this meaning may, in the process of religious development, have long been the prevailing one. But comparative philology and its use in Sanscrit show us that the original meaning of the word ऋत, and consequently of *asha,* was „true" (compare Lat. *reor, ratus, irritus,* Sanscr. अनृत, &c.); and when we see that Plutarch (de Is. et Os. 47) describes one of the *amesha çpeñta,* whom a comparison of the rest proves to be none other than *Asha vahista,* as θεὸς τῆς ἀληθείας, it is impossible to escape the conclusion that the original meaning was long retained among the Persians, who were the greatest venerators of truth. It is, perhaps, not necessary to suppose that this was the case in Plutarch's time, but certainly at the time of his authority, who, as Dr. Haug remarks, may beyond all doubt be set down as Hermippus, B. C. 280.

In the passage we are alluding to Spiegel translates *khâo* „seat", and Justi following Neriosengh, who translates it by the Sanscrit word खनिः, renders it „mine". Indian tradition on the point seems uncertain. In the Naighaṇṭuka *khâ* is included among the synonyms of नदी „river", and, accordingly, the Scholiast, who frequently translates ऋत by „water", according to an old but certainly erroneous tradition, renders it „stream". He gives it the same meanning in Rgv. VI, 36, 4, where it is associated with रायः „wealth". The etymology of the word (from खन् „to dig") and the comparison of kindred words show that its proper signification was, „a place out of which something is dug". As in the early times from which



these passages date, excavations were, if not exclusively, yet generally, made for the sake of getting water, its next signification was probably „a well“; and this being transferred to the natural sources of water, the word came to signify a „spring“. This is the traditional interpretation of the word in many passages of the Zoroastrian writings, and it suits all; it suits equally well the two places where the word occurs in the Ṛgveda, and has been adopted in Boehtlingk and Roth's Lexicon. We have here a case—and there are many such—in which Indian tradition must be corrected by the Persian.

The Glossary, which forms the principal part of the present work, contains a considerable number of words not to be found in the remaining Zoroastrian writings—a fact which, together with its quotations from the lost books, proclaims its comparatively great antiquity. There are also a few grammatical observations; but these only show that the grammatical structure of the language was almost entirely forgotten. It was not even known that besides the masculine and feminine genders a neuter exists in the language. Amongst many extremely interesting words the Glossary has preserved a third example of the important form of the third person dual of the reduplicated perfect, viz., *yaêt-atare* with a short *a* in the commencement of the affix, instead of the inorganic long vowel which occurs in both the other examples. (See Benfey Über einige Pluralbildungen des Indo-Germanischen Verbum.)

VIII.

Grammaire de la langue annamite par G. **Aubaret**, Capitaine de Frégate. Publiée par ordre de S. Exc. le Ministre de la Marine et des Colonies. Paris. Imprimerie Impériale. 1864. VIII und 112 S. in Octav.

Götting. gel. Anzeigen, 1869, St. 35, S. 1379.

Die Kenntniss der sogenannten einsilbigen Sprachen, zu denen bekanntlich auch die von Annam gehört, ist in Europa



bis jetzt noch sehr spärlich verbreitet, und dennoch verdienen sie schon wegen ihres so scharf ausgeprägten Gegensatzes zu allen übrigen Sprachen der Welt in wissenschaftlicher Beziehung eine ganz besondre Beachtung. Es ist daher jedes Hülfsmittel, welches zur Erwerbung einer genaueren Kenntniss von einer derselben dienen kann, mit vielem Danke zu begrüssen.

Die Sprache von Annam hat ausserdem aber auch keine geringe praktische Bedeutung. Sie herrscht, wie zu Al. de Rhodes' Zeit (1651) so noch heute (Taberd 1838) in einem 1380 umfassen-|den Gebiet — Tonkin und Cochinchina — als eigentliche Volkssprache und ist auch in den benachbarten Ländern Tschampa, Kambodia, Laos und Siam theils in Gebrauch, theils wenigstens verstanden, so dass sie fast in einem Viertheil Hinterindiens das beste und in einem andern ein mehr oder weniger dienliches Mittel ist, sich verständlich zu machen.

Für die Kenntniss dieser Sprache giebt es schon seit dem Jahre 1651 in Europa eine von einem Jesuiten abgefasste Arbeit — dem berühmten Alexander de Rhodes, welcher an der Spitze des in diesem Reiche gegründeten Missionswesens stand und es zu bedeutender Blüthe erhob. Wie alle Arbeiten der Jesuiten aus jener Zeit ist sie mit Sorgfalt und Gründlichkeit ausgeführt, jedoch weit weniger genügend in Bezug auf Grammatik als Lexicon. Sein Lehrer war Franciscus de Pina, der erste Europäer, welcher sich eine bedeutende Kenntniss dieser Sprache erworben hatte. Was er ihm verdankte, vervollständigte er durch eindringende Studien und praktischen Gebrauch der Sprache, wozu ihm seine Stellung und sein zwölfjähriger Aufenthalt in Tonkin und Cochinchina vielfache Gelegenheit bot.

Sein Werk (in Rom 1651 gedruckt 4⁰) besteht aus einem annamitisch-portugiesisch-lateinischen Dictionarium von 900 Columnen, einem umfangreichen, aber nicht paginirten „Index Latini Sermonis“, welcher, vermittelst der Verweisungen auf das Dictionarium, als lateinisch-annamitisches Lexikon dienen kann und einer aus 31 Seiten bestehenden kurzen Grammatik unter dem Titel „Linguae Annamiticae seu Tunchinensis brevis declaratio“.

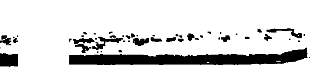
Die eigne Schrift von Annam ist eine vermittelst der 1381 chinesischen Zeichen gebildete so | sehr complicirte, dass unter



en Missionären, deren Thätigkeit in diesen Gebieten im
6. Jahrhundert begonnen hatte, schon vor Al. de Rhodes
ne lateinische Transscription eingeführt ward, deren sich
ieser auch in dem erwähnten Werk bedient. Sie ist wesent-
ch unverändert bis auf den heutigen Tag in Gebrauch.

Von Al. de Rhodes Zeit bis fast gegen die Mitte unsres
ahrhunderts ist, in Folge der häufigen gewaltsamen Unter-
echungen der Missionsthätigkeit und der Verfolgung der
issionäre, nichts von Erheblichkeit für die Kenntniss des
nnamitischen geschehen. Erst im Jahre 1838 hat sich
L. Taberd, Bischof von Isauropolis und apostolischer Vikar
Cochinchina, durch Herausgabe zweier Lexika und einige
gaben dazu erhebliche Verdienste um dieselbe erworben.
eide sind in dem angegebenen Jahre in Serampore erschienen.
as eine, welches den Titel führt „Dictionarium Anamitico-
tinum primitus inceptum a. P. J. Pigneaux, dein absolutum
J. L. Taberd", ist dem Ref. nicht zugänglich. Das andre
gegen „Dictionarium Latino-Anamiticum" besitzt die hiesige
ibliothek. In diesem macht den Anfang eine lateinische
rammatik für Eingeborne (S. V—LXXXVIII), deren grösserer
heil natürlich in annamitischer Sprache abgefasst ist; ein
ndrer besteht in einer Art Repetitorium — aus Fragen und
ntworten gebildet — welches in lateinischer Sprache ge-
hrieben ist. Die Regeln werden abgesungen und S. LXXXI
t die Art, wie diess geschieht, in Noten mitgetheilt; der
lang ist höchst sonderbar. Von S. 1—708 folgt dann das
teinisch-annamitische Lexikon. Hierauf als Appendix „Co-
inchinese Vocabulary", ein nach Begriffscategorien — z. B.
immel, Luft, Feuer, Erde, Thiere u. s. w. — geordnetes
örterverzeichniss in | englischer, französischer, lateinischer 1382
nd annamitischer Sprache. Das eigentliche Vokabular geht
n S. 1—77; dann folgt in denselben vier Sprachen ein Ge-
räch zwischen einem Cochinchinesen und einem Schiffs-
pitän (S. 77—93); danach in denselben Sprachen mehreres
ber Rechnen, Maasse, Gewichte, Münzen, Kalender und
echenbret (bis 109), schliesslich die Erzählung des Marty-
ums der heil. Agnes in denselben Sprachen (110—135). Die
nnamitischen Wörter sind wesentlich in derselben Transscrip-
on wie bei Rhodes aufgeführt.

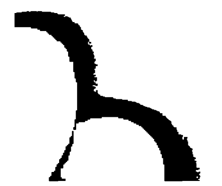
An die Arbeit von Taberd schliesst sich eine kleine



Abhandlung von W. Schott (in den Denkschr. der Berliner Ak. d. Wiss. 1855) „Zur Beurtheilung der annamitischen Schrift und Sprache", in welcher jedoch mehr die erstre in Betracht gezogen wird.

In der neuesten Zeit sind die alten Pläne Frankreichs in Hinterindien festen Fuss zu fassen — welche schon unter Ludwig XIV. zwischen 1685—1688 durch die Intriguen der Jesuiten und des Griechen Phaukon, Sohn eines Gastwirths in Cephalonien und um jene Zeit erster Minister des Königs von Siam, ihrer Ausführung nahe waren, dann unter Ludwig dem XVI. sich speciell auf Cochinchina richteten und vermittelst des Bischofs Adran auf günstigen Erfolg hätten zählen können, wenn nicht die französische Revolution dazwischen getreten wäre — bekanntlich und zwar gerade in unserm Jahrzehnt zu einem entscheidenden Resultat gelangt. Die Besitznahme eines sehr beträchtlichen Territoriums bringt Franzosen in politischer, administrativer, merkantiler, kurz in allen socialen Beziehungen mit den Eingebornen in eine dauernde und enge Berührung und hat die Nothwendigkeit, 1383 sich mit der Landessprache genau bekannt | zu machen, weit über die früheren Kreise hinaus ausgedehnt. Waren früher nur Missionäre dazu genöthigt, so sind jetzt Civil-, Militär- und Marinebeamte, Kaufleute und andre, welche einen längeren Aufenthalt in diesen Besitzungen zu nehmen, oder sich an der Ausbeutung des reichen Landes zu betheiligen beabsichtigen, theils gezwungen, theils zu ihrem eignen Vortheil veranlasst, sich ebenfalls der einheimischen Sprache zu bemächtigen. Diesem Bedürfniss verdanken wir die Ausarbeitung eines annamitischen Lexikons und der vorliegenden Grammatik durch Hrn Aubaret, einen Militär, welcher als früherer Consul in Bangkok mit den Verhältnissen Hinterindiens vertraut, sich auch durch sonstige Schriften um die Kenntniss Annams und Hinterindiens überhaupt keine geringe Verdienste erworben hat.

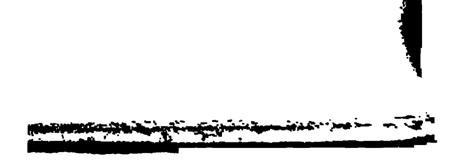
Die vorliegende Grammatik hat nur praktische Zwecke im Auge. Sie ist wesentlich für diejenigen abgefasst, welche in Cochinchina als Beamte angestellt sind oder sich als Reisende oder Kaufleute dahin begeben. Zu diesem Zweck hat der Verf. seine Aufmerksamkeit speciell auf die eigentliche Sprache des gewöhnlichen Lebens gerichtet; insbesondre hat er sich bestrebt, die chinesischen Wörter fern zu halten, welche



is Volk nicht versteht, die demnach das Gedächtniss unnütz
:lasten würden oder selbst Irrthümer veranlassen können.
iese seine Aufgabe hat der Hr Verf., so weit es bei dem
genthümlichen Charakter der meisten einsilbigen Sprachen
berhaupt und dem des Annamitischen insbesondre bloss durch
ücher, ohne mündlichen Unterricht, geschehen kann, mit
elem Glück gelöst, und man darf ihm das Zeugniss geben,
ass, wer diese Grammatik sich angeeignet hat, im Stande ist,
iit den Augen | diese Sprache zu lesen, sie mit Hülfe des 1384
exikons zu verstehen, ja selbst zu schreiben; um sie aber
uch aussprechen zu lernen, bedarf es freilich einer Reise
ach Annam, des Unterrichts Eingeborner und eines wohl
ingjährigen Aufenthaltes daselbst, also eines Aufwandes von
litteln, Zeit und wahrscheinlich noch theuerern Gütern, der
u dem Gewinn schwerlich in einem befriedigenden Verhältniss
tehn möchte.

Die annamitische Sprache als eine einsilbige kennt keine
ormativ geschiedene sprachliche Categorien; ihr gesammter
Vortschatz besteht aus einer coordinirten Masse von Laut-
omplexen, die wesentlich nichts weiter mit einander gemein
aben, als dass sie aus Lauten gestaltet und mit Bedeutung
ersehen sind. Alle diese Laute oder Lautcomplexe haben
ur — um mich so auszudrücken — einen lexikalischen, keiner
erselben einen grammatischen Werth. In Folge davon giebt
in diesen Sprachen selbst keine Grammatik. Die wissen-
haftliche Erkenntniss derselben von ihrem eignen Stand-
unkt aus findet nur vermittelst des Lexikons und der Lehre
n der Wortfolge statt, während z. B. in den flectirenden
prachen, im entschiedensten Gegensatz dazu, eine wissen-
haftliche Erkenntniss nur vermittelst der Grammatik möglich
t, indem diese nachzuweisen vermag, nach welchen Gesetzen
r gesammte Wortschatz die Hauptelemente seiner Bildung
id Bedeutung erhalten hat.

Sobald aber anderssprechende, insbesondre solche, welche
ne flectirende als Muttersprache haben, diese Sprachen lernen
llen, sieht man sich genöthigt, ihnen eine Grammatik ge-
issermassen zu octroyiren. Denn es erhebt sich alsdann stets
e Frage, wie werden in diesen Sprachen die grammatischen
eziehungen und Begriffsmodificationen ausgedrückt, welche
e | flectirenden Sprachen durch flectirte Formen veranschau- 1385



lichen. Es wird dadurch nothwendig, den in ihnen herrschenden Sprachgebrauch vom Standpunkt eines flectirenden Sprachsystems aus zu betrachten und so weit als möglich den in diesen geltenden Categorien unterzuordnen. So viel Ref. vermittelst der Vergleichung mit der kurzen Grammatik von Rhodes zu beurtheilen vermag, ist in dieser Beziehung in der vorliegenden des Hrn Aubaret ein bedeutender Fortschritt anzuerkennen.

Nachdem in den Prolégomènes (Nummer 1—14, S. 1—12) einige Mittheilungen über die Laute gegeben sind, die jedoch — bei der Schwierigkeit insbesondre die Modulationen der Stimme zu beschreiben, welche im Annamitischen gebraucht werden und für das Verständniss der Wörter, wie in den einsilbigen Sprachen überhaupt, das Hauptvehikel bilden, — für eine Erlernung der Aussprache keine Hülfe gewähren, folgt in § I (Nummer 15—34, S. 13—19) das Substantiv. Zuerst, bis Nummer 24, wird einiges mitgetheilt, was in den flectirten Sprachen zu der Bildung von Nominalthemen gerechnet wird, z. B. wie Abstracta, Deminutive und andres wiedergegeben wird, wofür sich im Annamitischen ein gewisser Gebrauch festgesetzt hat; so z. B. sollen nach Nr. 17 Abstracta durch Voranstellung von *su'*, eigentlich „Sache“, bezeichnet werden, z. B. *su' lành* „Güte“ von *lành* „gut“. Doch bemerkt der Hr Verf. selbst, dass man diese Art Abstracta zu bilden nicht missbrauchen möge, denn, mit Ausnahme einiger besonderer Fälle, sei sie in der Unterhaltung selten verwendet und scheine dem Genius der Sprache nicht zu entsprechen. Deminutive werden nach Nummer 19 durch Nachsatz von *nhỏ* „klein“ ausgedrückt, was vielleicht kaum der Erwähnung werth war. |

1386 Von Nummer 25 an wird dann gelehrt, wie die grammatischen Beziehungen des Substantiv: Geschlecht, Numerus und Casus wiederzugeben sind. Was die letzten betrifft, so werden Nominativ, Accusativ und Genetiv nur durch die Wortstellung ausgedrückt, andre Beziehungen durch präpositionell gebrauchte Wörter; der Dativ z. B. gewöhnlich durch *cho*, welches eigentlich „geben“ bedeutet.

§ II (Nummer 35—45, S. 20—22) behandelt die Adjective; § III (N. 46—48, S. 23. 24) die Eigennamen; § IV (N. 49—62, S. 25—29) die Zahlwörter; § V (N. 63—88, S. 30—38) die Pronomina; § VI (N. 89—102, S. 39—44) die Zeitwörter;

§ VII (N. 103—106, S. 45. 46) die Adverbia; § VIII (N. 107, S. 47) die Präpositionen; § IX (N. 108. 109, S. 48) die Conjunctionen; § X (N. 110—112, S. 49) die Interjektionen; § XI endlich, der letzte der eigentlichen Grammatik und zugleich der umfassendste (N. 113—291, S. 50—104), die Partikeln und zwar in alphabetischer Ordnung. Dieser Paragraph ist der wichtigste; denn die Verbindung mit Partikeln entspricht theils am häufigsten unsrer Flexion, theils dient sie zum Ausdruck mancher Beziehungen, welche der annamitische Sprachgebrauch besonders hervorhebt; so wird z. B. der Begriff der Angehörigkeit besonders und zwar durch *của*, eigentlich „Sache", bezeichnet:

sách	*nầy*	*là*	*của*	*tôi*
Buch	dieses	ist	Sache	ich

heisst „dieses Buch gehört mir"; fehlt aber jene Partikel, so ist der Satz unverständlich. Darauf folgen in Nummer 292, S. 105—111 „Locutions diverses" und zum Schluss S. 111 und 112 „De la division du temps".

Einen besondren Werth erhält diese Grammatik dadurch, dass der Hr Verf. darin eine | beträchtliche Anzahl von Beispielen gegeben hat, welche im Allgemeinen einem einheimischen Werke entlehnt sind, welches der Vulgärlitteratur angehört und in Nieder-Cochinchina sehr volksthümlich ist. 1387

Grade bei den Beispielen aber vermissen wir nicht selten ein Verfahren, welches das Studium dieser Grammatik sehr erleichtert haben würde. Sie sind nämlich zwar alle ins Französische übersetzt, aber in einer Weise, dass man, insbesondre bei längeren, selten ohne Beihülfe des Lexikons zu erkennen vermag, welches französische Wort die specielle Übersetzung eines im Satze vorkommenden annamitischen ist. Die Nachschlagung der Wörter mag zwar in der That dazu dienen, sich ihre Bedeutung fester einzuprägen; allein sie zieht die Aufmerksamkeit von den Regeln ab und ermüdet den Anfänger zu sehr; eine Interlinearübersetzung oder eine Bezeichnung der sich entsprechenden Wörter durch dieselben Zahlen würde diesen Übelstand mit Leichtigkeit gehoben und zugleich an die so wichtige Wortordnung gewöhnt haben.

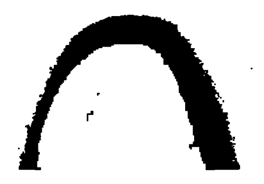
Die Wörter sind auch in dieser Grammatik in derselben Transscription gedruckt, wie schon bei Rhodes, und die Regeln über die Aussprache, Bedeutung und Gebrauch derselben

stimmen mit den dort gegebenen im Wesentlichen so sehr überein, dass man daraus schliessen kann, dass die Sprache seit der Zeit, in welcher sich Europäer damit zu beschäftigen anfingen — d. h. wohl drei Jahrhunderte hindurch — unverändert geblieben ist.

Ref. hatte die Absicht sich am Schluss dieser Anzeige mit den Stimmmodulationen zu beschäftigen, welche in den meisten einsilbigen Sprachen eine so hervorragende Rolle spielen. Doch würde ein genaueres Eingehen in diese, für die Sprach-1388 wissenschaft so wichtige Erschei-|nung einen grösseren Raum erfordern, als er an diesem Orte in Anspruch nehmen darf. Er beschränkt sich daher nur auf einige Bemerkungen.

Die genaueren Forschungen über diese Modulationen, wie wir sie insbesondre dem Missionär Caswell verdanken, welcher das siamesische Lautsystem in einer handschriftlich hinterlassenen Arbeit behandelt hat (Mittheilungen daraus giebt Bastian in seinem höchst werthvollen Aufsatz „Über die siamesischen Laute und Tonaccente" in den Monatsber. d. Berl. Ak. d. Wiss. 1867, S. 357 ff.), so wie einzelne Bemerkungen in Bezug auf die hieher gehörigen Sprachen zeigen, dass sie an und für sich — d. h. in ihrem musikalischen Charakter ohne Rücksicht auf ihre besondre Verwendung zu materieller Begriffsdifferenziirung — mit solchen übereinstimmen, welche auch in den uns geläufigen Sprachen vorkommen. So z. B. wird im Chinesischen sowohl als im Siamesischen und Annamitischen eine dieser Modulationen mit derjenigen verglichen, welche in europäischen Sprachen (speciell englisch, portugiesisch, französisch) bei der Frage hervortritt. Die übrigen siamesischen vergleicht Caswell in ähnlicher Weise mit andern, welche in der englischen Sprache vorkommen.

Dass die mündliche Rede bei allen bisher bekannten Völkern der Welt weit entfernt ist, sich zum Ausdruck der Gedanken und Vorstellungen, oder überhaupt ihrer Mittheilungen auf die Benutzung artikulirter Laute zu beschränken, ist eine bekannte Thatsache. Ganz abgesehn von Mitteln, welche auf andre Sinne als das Gehör wirken, bedient sie sich auch vieler ins Gehör fallender ausser den articulirten Lauten, die bei der mündlichen Rede in den bekannten Sprachen uns theils nothwendig theils dienlich scheinen. Unter diesen nehmen 1389 die Stimmmodulationen eine der wichtigsten Stellen | ein. Zu



den nothwendigen rechnen wir hier diejenigen insbesondre, durch welche sich Frage und Antwort unterscheiden. Manche andre treten in andern Fällen hervor, z. B. beim Ausdruck des Mitleids, Zorns, Liebkosens, Schmeichelns u. s. w. Diese Stimmmodulationen ändern in den uns geläufigen Sprachen den materiellen Werth der Lautcomplexe bekanntlich nicht; selbst nicht in der Frage, wo sie nur die Stimmung der Ungewissheit, des Zweifels, der Erwartung veranschaulichen; sie bezeichnen vielmehr nur den Affect, das Gefühl, die Stimmung, aus welchen ein Wort oder Satz hervorgegangen ist, oder welche sie in dem Hörer erwecken sollen. Dies und der Umstand, dass unsre Grammatik oder Sprachwissenschaft überhaupt vorzugsweise von der Betrachtung der schriftlich niedergelegten Erzeugnisse der Sprache ihren Ausgang genommen hat, macht es erklärlich, dass bis auf den heutigen Tag weder die Stimmmodulationen noch andre Elemente der lebendigen Rede die Beachtung gefunden haben, welche sie im höchsten Grade verdienen. Wir dürfen hoffen, dass jetzt, wo die Sprachwissenschaft hinlänglich vorbereitet ist, mit der in Schrift gewissermassen erstarrten Sprache die Betrachtung der lebendigen Rede zu verbinden, dieses Versäumniss nachgeholt werden wird. Da der Ausdruck des Gefühls eines der wesentlichsten Momente des vollkommenen Verständnisses und des ästhetischen Genusses der Rede ist, so wird die Erforschung und genaue Bestimmung der Stimmmodulationen schon von diesem Gesichtspunkte aus eine hervorragende Aufgabe der Sprachwissenschaft bilden müssen. Aber keineswegs von diesem allein. Die Sprache ist überhaupt mehr oder weniger Gesang. Er tritt in ihr bei dem einen Volke, Stamme, bis zum Individuum hinab in einem höheren, bei dem an-|dern in einem 1390 niedern Grade hervor; erhebt sich vielfach bis zur vollen Anerkennung, zum vollen Bewusstsein z. B. in der Recitation von poetischen Werken, im Vortrag von Reden — während er zwar im gewöhnlichen Leben gedämpft und zurückgedrängt wird, aber schon im Affect mächtig hervorbricht und sich durchweg in den weitreichenden Intervallen kund giebt, welche sich insbesondre in der Scala der Vokale geltend machen. Erst wenn Forschungen darüber in allen zugänglichen Sprachen angestellt sind, wird sich mit Sicherheit ergeben, in wie weit diese Stimmmodulationen bei allen Völkern identisch sind,



oder mehr oder weniger von einander abweichen. Sollten sie — wofür manche Umstände sprechen — im Wesentlichen übereinstimmen, dann würde sich damit ein gemeinschaftliches Band aller Sprachen ergeben, dessen tiefere Durchforschung für die Erkenntniss der Entwicklung, ja vielleicht selbst des Ursprungs der Sprache von nicht geringer Bedeutung sein möchte.

Ist es nun richtig, dass die Stimmmodulationen, welche in einsilbigen Sprachen zu materieller Begriffsdifferenziirung dienen, in ihrem musikalischen Charakter bei uns gebräuchlichen entsprechen, welche aber hier zu ganz andern Zwecken hervortreten, so findet diess zunächst seine Analogie in manchen Thatsachen, von denen wir nur eine hervorheben wollen. Wir bedienen uns bekanntlich zu manchen Zwecken des Schnalzens mit der Zunge; je nachdem die Zunge an die Zähne, den untern oder obern Gaumen gedrängt, der Mund mehr oder weniger geöffnet wird u. s. w., nimmt der dadurch entstehende Laut einen verschiednen Klang an. Wir bedienen uns eines oder einiger dieser Klänge zum Antreiben von Thieren, andrer 1391 aber auch zum Ausdruck des Mitleids. Bei mehreren | Völkern Südafrikas aber sind einige derselben integrirende Theile ihres Lautsystems und dienen in mehreren scharf geschiedenen Lauten als begriffdifferenziirende Elemente ihrer Wörter. Man könnte geneigt sein, sich mit derartigen Analogien auch in Bezug auf die Stimmmodulationen zu beruhigen; sich einfach begnügen, die Thatsache zu constatiren, dass lautliche Erscheinungen, welche in den uns geläufigen Sprachen nur die Gefühlsregion bezeichnen, denen Wörter unter bestimmten Umständen angehören, in den einsilbigen zur materiellen Begriffsscheidung verwendet sind. Sollte sich aber herausstellen, dass die bei uns gebräuchliche Benutzung dieser Stimmmodulationen eine im Wesentlichen allgemein menschliche ist, dann wird sich kaum die Frage umgehen lassen, ob der specielle Gebrauch derselben in den einsilbigen Sprachen nicht in letzter Instanz auf dem allgemein menschlichen beruht und erst vermittelst historischer Entwickelung — diesem specifischen Charakteristikum des Menschen, des ἱστορικὸν ζῶον — aus demselben hervorgegangen ist.

Auf den ersten Anblick zwar möchte man bei der grossen Verschiedenheit, welche gleiche Lautcomplexe durch



verschiedene Intonation in den einsilbigen Sprachen annehmen, an der Möglichkeit einer solchen Erklärung verzweifeln; so z. B. bedeutet im Annamitischen der Lautcomplex *bac,* wenn das *a* mit der durch ˊ bezeichneten Modulation gesprochen wird, „Onkel“, wenn mit der durch ̣ bezeichneten dagegen „Silber“. Ja wenn das Fragwort *chăng,* welches keine Modulation hat, sondern mit dem sogenannten ebnen Ton gesprochen wird, den Ton erhält, welcher mit unserm Frageton identificirt wird, ist seine Bedeutung eine ganz verschiedene, nämlich „keineswegs“. Es sind nun freilich von Bastian (a. a. O. Monatsber. d. Berl. Akad. | d. Wiss. 1867, S. 368 und 373) aus 1392 dem Siamesischen einige Beispiele nachgewiesen, wo die Verschiedenheit der Intonation einem Worte mehr oder weniger Nachdruck verleiht, oder die Bedeutung nur leicht ändert, also nicht ganz unähnlich dem Einfluss, welchen Stimmmodulationen bei uns üben; auch im Annamitischen giebt es einige Fälle, wo die Bedeutungsverschiedenheit sich eben so erklären lassen möchte. Allein derartige Erscheinungen sind in den einsilbigen Sprachen so spärlich, dass sie kaum in Betracht kommen und an dem Satz, dass die Stimmmodulationen in der uns bekannten Phase derselben der materiellen Begriffsdifferenziirung dienen und insofern mit den bei uns gebräuchlichen in grellem Gegensatz stehen, auch nicht ein Jota ändern. Andrerseits lässt sich aber auch nicht verkennen, dass, wenn auch im Allgemeinen unsre Stimmmodulationen nur dem Ausdruck oder der Erregung von Gefühlen dienen, sie doch auf die Bedeutungsmodification von manchen Wörtern einen so mächtigen Einfluss üben, dass man in ein und dem andern Fall kaum zu weit geht, wenn man fast eine Veränderung derselben annimmt. Man denke nur an die verschiedenen Bedeutungsschattirungen, denen unsre „Ja“ „So“ „Wie“ und aa. Partikeln durch verschiedene Intonationen unterworfen werden. Auf jeden Fall können sie dazu dienen begreiflich zu machen, wie sich aus dem Ausdruck des einen Begriff begleitenden Gefühls eine materielle Begriffsunterscheidung zu entwickeln im Stande ist.

Mag nun in den einsilbigen Sprachen diese Ausbildung der Stimmmodulationen zur Bezeichnung materieller Begriffsunterschiede durch die den Völkern, denen sie eigen sind, eingeborne Beschränkung auf einsilbige Lautcomplexe hervor-

gerufen sein — insofern durch die Unfähigkeit mehrsilbige 1393 Lautcomplexe zu bilden die Entwick-|lung des für die Sprache nothwendigen Wortreichthums gehemmt ward —, oder mag die Anlage zu jener Benutzung der Entwicklung der Mehrsilbigkeit hindernd in den Weg getreten sein, auf jeden Fall stehn beide Erscheinungen in einer Art von Compensationsverhältniss, wie wir es bei genauerer Betrachtung der Sprachen in diesen organischen Gebilden des Menschengeistes eben so sehr zu erkennen vermögen, wie es von Göthe, Geoffroy St. Hilaire, Darwin und andren in den Naturgebilden nachgewiesen ist.

Doch ich breche hier ab, da eine Lösung der Frage mit den der Wissenschaft bis jetzt zu Gebote stehenden Mitteln noch nicht möglich ist. Möge es für's erste genügen, auf die Möglichkeit ihrer Lösung und eines der dazu nöthigen Mittel hingewiesen — und überhaupt die Wichtigkeit einer bisher so wenig beobachteten Seite der Sprache hervorgehoben zu haben, welcher dieses angehört.

IX.

Memoirs on the history, folk-lore, and distribution of the races of the North Western Provinces of India; being an amplified edition of the original Supplemental Glossary of Indian Terms, by the late Sir **Henry M. Elliot**, K. C. B., of the Hon. East India Company's Bengal Civil Service. Edited, revised, and re-arranged by **John Beames**, M. R. A. S., Bengal Civil Service; Member of the German Oriental Society, of the Asiatic Societies of Paris and Bengal, and of the Philological Society of London. In two Volumes. London: Trübner and Comp., 8 and 60, Paternoster-Row. 1869. Vol. I. XX u. 369 S. Vol. II. 396 S. 8. Mit vier Karten und zwei Kupfertafeln. |

Götting. gel. Anzeigen, 1870, St. 18, S. 686.

687 Der Verf. des vorliegenden Werks ist der ausgezeichnete Staatsmann und Gelehrte Henry M. Elliot, über dessen Geschichte von Indien u. s. w. wir in diesen Blättern 1869, S. 1706 ff. berichtet haben. Auch dieses Werk ist eine neue

Bearbeitung früherer Ausgaben, von denen jedoch keine dem Ref. zur Hand ist, so dass ihm das Verhältniss der vorliegenden Publikation zu den älteren nur aus den Mittheilungen des neuen Bearbeiters bekannt wird. Doch lässt sich aus diesen erkennen, dass der Hr Bearbeiter seiner Aufgabe — insbesondre durch seinen längeren Aufenthalt in Indien, so wie durch seine genaue Kenntniss der neuindischen Hauptsprachen, des Hindûstânî und Hindî, so wie anderer, welche hierbei in Betracht kommen — vollständig gewachsen war. Sein Hauptverdienst scheint darin zu liegen, dass er durch die Benutzung von Elliot's und andrer hierher gehörigen Mittheilungen, insbesondre denen von Cunningham und Wilson, ferner durch Hinzufügung seiner eignen Erfahrungen, sowie eine kritische Bearbeitung das Material zu der Höhe der heutigen Kenntniss und Anforderungen erhob und durch eine handlichere Anordnung, Beigabe eines vollständigen Index eine umfassende Benutzung desselben nicht bloss erleichtert, sondern, genau genommen, fast erst ermöglicht hat. Da der Ref., wie gesagt, die früheren Ausgaben nicht kennt, so ist er nicht im Stande, ein eingehendes Urtheil in Bezug auf die einzelnen materiellen Veränderungen — insbesondre Auslassungen — zu fällen, welche der Hr Herausgeber für angemessen erachtet hat. Nur in einer Beziehung erlaubt er sich ein Bedenken auszusprechen. Das Werk berichtet über nicht wenige indische Gebräuche, ins-|besondre abergläubische; mit diesen hatte der verstorbene 688 Verf., wie wir aus der Vorrede S. XIII erfahren, europäische verglichen. Diese Vergleichungen hat der Hr Herausgeber — als nicht in Übereinstimmung mit dem rein indischen Charakter des Buches — allsammt ausgelassen. Wenn die Vergleiche wirklich gleiches oder ähnliches zusammenstellten, so kann Ref. das Verfahren des Hrn Herausg. nur bedauern. Denn wenn gleich schon viele Übereinstimmungen der Art nachgewiesen sind, und unter allen Wissenden anerkannt ist, dass das ganze sociale und geistige Leben des indogermanischen Stammes schon vor dessen Trennung, trotz seiner Jugendlichkeit, scharf und hoch entwickelt und ausgeprägt war, so dass es kaum in Verwunderung setzt, wenn man sieht, wie die mit der frischen und gewaltigen Energie der Jugend aufgenommenen Eindrücke Jahrtausende zu überdauern vermochten, so ist doch jeder einzelne Nachweis, jede einzelne

Übereinstimmung noch immer von der grössten Bedeutung, indem sie uns eine immer mehr bestimmte und scharfe Erkenntniss der uralten Anschauungen gewähren, aus welchen die weitere Entwickelung dieses höchst begabten Stammes hervorgebrochen ist.

Das Werk, welches ursprünglich in rein alphabetischer Ordnung die Termini behandelte, ist, der leichteren Übersicht wegen, von dem Hrn Bearbeiter in vier Abtheilungen zerfällt. Die erste behandelt die Wörter, welche die Kasten und deren Unterabtheilungen in den nordwestlichen Provinzen und Behar betreffen. Sie reicht von S. 1—164. Dazu kommen aber noch vier Anhänge, welche von dem Hrn Herausgeber hinzugefügt 689 sind. Der erste (S. 165—|183) theilt die Kopfzahl und Vertheilung der indischen Kasten in den nordwestlichen Provinzen nach dem Census von 1865 mit; der zweite (S. 184—192), nach demselben, die Kopfzahl und Vertheilung der Muhammedaner in denselben Provinzen. Am Schluss ist die Gesammtzahl beider Bevölkerungen angegeben, nämlich 4,075,206 Muhammedaner, 25,971,420 Inder; unter den letzteren 3,510,103 Brahmanen. Der dritte (S. 283—365) giebt eine Beschreibung der vorwaltenden Kasten nach dem Bericht über eben diesen Census, welcher reich an Mittheilungen geschichtlicher, legendärer, sagenhafter u. s. w. Art ist; so z. B. wird S. 294 ff. in Bezug auf jede Klasse der Bevölkerung von Sahâranpûr angegeben, woher und wann sie eingewandert sein soll, bezüglich der Brahmanen speciell, dass sie aus Bengalen, Guzerate und Kanoje zwischen 1300 und 1400 gekommen. Der vierte Anhang giebt (S. 366—368) eine Übersicht des Penjab und zum Schluss (S. 368—369) nach dem Census von 1868 eine allgemeine und kurze Übersicht der Gesammtbevölkerung des indischen Reiches. In runden Zahlen werden, mit Ausschluss der Lehnstaaten (feudatory States), als Bewohner des indobrittischen Reiches aufgestellt:

Asiatische Christen	1,100,000
Buddhisten	3,000,000
Nicht-Arier (Urbewohner) .	12,000,000
Moslems	25,000,000
Hindus	110,000,000

Die zweite Abtheilung (S. 193—282) behandelt die Termini, welche Sitten, Gebräuche und Aberglauben betreffen. Die

dritte die auf Ertrag (Revenue) bezüglichen und officiellen (Bd. II, S. 1—206). Die vierte endlich die, welche den | Acker- 690 bau (rural life) betreffen (S. 207—378). Den Schluss bildet der schon erwähnte Index.

Dass dieses Werk von der grössten praktischen Bedeutung für den englischen Beamten in Indien ist, ist schon in Bezug auf die ersten Ausgaben desselben allgemein anerkannt und bedarf für diese in so vielen Beziehungen verbesserte Bearbeitung keiner besonderen Ausführung. Aber auch in theoretischer Beziehung müssen wir ihm einen hohen Werth zusprechen. Es gewährt uns eine Einsicht in viele Einzelheiten des heutigen indischen Lebens und ist reich an Mittheilungen, die für Geschichte, Geographie, Sage, Sitten, Gebräuche, Anschauungen, sociale Zustände, insbesondre den Ackerbau, Sprache und geistige Productionen Beachtung verdienen.

In Bezug auf Geschichte und Geographie erlaube ich mir auf den Artikel Sirkár (II, 201 ff.) aufmerksam zu machen, in welchem die geographische Eintheilung des nordwestlichen Indiens unter dem Kaiser Akbar erörtert und durch drei Karten erläutert ist. Die erste derselben giebt die geographische Eintheilung in Provinzen, Districte u. s. w. und führt den Titel „Map of the North Western Provinces of India restored according to the Soobahs, Sircars and Dustoors established by Akber A. D. 1596“; die zweite veranschaulicht den Landbesitz der grossen Grundbesitzer nach den verschiednen Klassen der indischen Bevölkerung unter dem Titel „Map u. s. w. shewing the Status of Zumeendaree Possession according to the Ayeen-i-Akberee compiled in A. D. 1596“. Die dritte dient zur Vergleichung des in der letzten Karte dargestellten Zustandes mit dem heutigen vom Jahre 1844 und führt den Titel | „Map — shewing the actual Status of 691 Zumeendaree Possession in A. D. 1844“.

In Bezug auf Sage und Sitte mache ich auf die I, S. 247 erwähnte Sitte aufmerksam, am 17. des Monats Jamadiu 'l awwal in das Feuer zu springen und es auszutreten, welche bei der ländlichen Bevölkerung und den niederen Klassen Ober-Hindustan's in Gebrauch ist. Sonderbarer Weise wird sie mit einer Sage von einem zum Islam bekehrten Juden in Verbindung gesetzt, der 1050 geboren und 1433 gestorben sei, also fast 400 Jahre gelebt haben soll. Einen sonderbaren,

eine Verheirathung, nachahmenden Gebrauch bei Anlage eines Gartens (*vanotsarga*) und Brunnens (*jalotsarga*) berichtet I, 233 und 273. Bezüglich des Gebrauchs einer Ochsenhaut als Landmaass, worüber man Reinh. Köhler in Orient und Occident III, 185 ff. vergleiche, mache ich auf die von Elliot I, 239 bemerkte Sitte aufmerksam; hier heisst es unter dem Worte *Chhaur:* „Walking a boundary with a raw cowskin on the head, under a solemn oath to decide correctly". Ausserdem: „The word is used in the North-West. Muṅhchhandarí is used in Saugor and Rajputana". Beiläufig füge ich zu den von Köhler erwähnten Stellen noch Çatapatha-Brâhmaṇa I, 2, 5, 2 (vgl. Âryavidyâsudhâkara p. 63, 10 ff.), wo die Asuren vermittelst einer Ochsenhaut (*ânaḍuhena carmaṇâ*) die Erde auszumessen und unter sich zu vertheilen beginnen. Man vergleiche auch die wörtliche Wiederholung der Geschichte der Dido in Hinterindien, wo sich in gleicher Weise eine Geliebte des Königs so viel von ihm zusagen lässt, als sie mit einem Fell bedecken kann, und dieses dann in dünne Streifen zerschneidet und damit so viel Land umspannt, dass sie | 692 darauf die Stadt Issay-Mew erbauen kann (Bastian Die Völker des östlichen Asien I, 25).

Mit bekannten Gebräuchen im Wesentlichen übereinstimmend ist der I, S. 258 erwähnte Gebrauch, über die Ruinen eroberter Festungen mit Eseln bespannten Pflug zu ziehen.

Ausserordentlich reichhaltig sind die Mittheilungen über den indischen Ackerbau, die Früchte, die gebaut werden, Säe- und Erndtezeiten, Bewirthschaftung, Werkzeuge u. s. w. Interessant ist hier der Gebrauch, Waizen und Kichererbsen, Cicer arietinum, unter einander zu säen, weil sich auf letzteren Thau sammelt und dadurch in trocknen Jahren den erstren schützt (II, 331).

Viele Artikel liefern auch Beiträge zur Kenntniss der jetzt in Indien herrschenden Sprachen, ihrer Verbreitung und mancher Eigenthümlichkeiten. I, S. 160 ff. werden Wörter einer zu betrügerischen Zwecken gebildeten Geheimsprache der indischen Metallarbeiter mitgetheilt. Man vergleiche über den Charakter derartiger Sprachen Pott Zigeuner II, 1 ff. In der hier berührten scheint manches so willkürlich ersonnen, dass an einer Erklärung zu verzweifeln ist; so z. B. die Zahlwörter für zwei, drei u. s. w., *sownan, ekwaee* u. s. w.; andres scheint

aber aus den Volkssprachen zu stammen, z. B. *mat,h* „Haus" ist doch wohl auf sskr. *maṭha* „Einsiedlerhütte, Kloster" zurückzuführen; *sabhar* „Versammlung" ist ebenfalls zu sskr. *sabhâ,* gleichbedeutend, zu stellen, und so erinnert noch manches andre an sskr. Wörter; andre sind durch Umstellung und Entstellung gebildet, wie der Hr Herausgeber bemerkt.

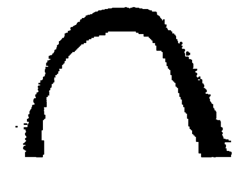
Einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniss der in Indien herrschenden Eigenthümlich- | keiten des Persischen, welche 693 wesentlich in Bewahrung des älteren Zustandes desselben bestehen, liefert II, S. 178 ff.

Beiläufig bemerke ich, dass es nach I, 155 ein Irrthum zu sein scheint — ein Irrthum, welchen auch der Ref. bisher theilte — das Wort *cooly* (ḳulí) von dem Namen des indischen Stammes der Kola's abzuleiten. Es soll das türkische *kulli* (vielmehr *kul*) „ein Sclav" sein.

Auch für die Zurückführung von Wörtern der heutigen indischen Sprachen auf das Sanskrit ist von Seiten des Verfs und des Hrn Herausgebers viel gethan, doch bleibt noch ausserordentlich viel zu thun übrig. Aus der Masse, welche Ref. nur beiläufig notirt hat, erlaubt er sich, einiges hier mitzutheilen. I, 81 ist *dhobí* „Wäscher" zu sskr. *-dhâva* zu stellen; *digwár,* ib. 83, „Wächter" ist ganz Sanskrit, wenn auch noch nicht in Sanskritwerken belegt; *ghosí* S. 93 „Hirt" gehört zu sskr. *ghosha* „Hirtenstation" und auch „Hirt" in Vedântasâra in des Ref. Sanskrit-Chrestomathie 213, 24 (vgl. den Gebrauch des Plurals in dieser Bed. im Petersburger Wörterbuch). II, 208 *ábí* „bewässertes Land" ist sskr. *âpya* „wässerig"; *abíj* „Korn, welches nicht treibt" sskr. *avîja* „samenlos" und „schlechtes Korn"; *adhikárí* „Eigenthümer" ganz sskr.; *agar* „Aloe" sskr. *agaru* und *aguru* (sollte sich in der Form mit *a* statt *u* und der entsprechenden heutigen die organische erhalten haben, wie im sskr. Comparativ und Superlativ?); S. 212 *ák* „Asclepias gigantea" ist sskr. *arka* (vermittelst der prakritischen Assimilation von *rk* zu *kk* und der Identität von Positionslänge mit natürlicher) „Calotropis gigantea (oder procera)"; S. 213 *ákás bel* „The air creeper (*Cuscuta reflexa?*). | It grows 694 luxuriantly on the tops of trees" ist sskr. *âkâçavallî* „Luftschlingpflanze, Cassyta filiformis L., eine parasitische Schlingpflanze". S. 215 *ándhí* „Orkan" scheint mir zu sskr. *andha* zu gehören, welches schon in den Veden „dichte

Finsterniss" bedeutet. Wegen der Dehnung des Vokals vor Position vgl. sogleich zu *ángan;* doch könnte man hier auch an eine sekundäre und gesteigerte sskr. Form **ândha* denken, welche, wenn gleich nicht belegt, doch sehr gut möglich wäre. *ángan* „Hof" S. 216 entspricht dem gleichlautenden sskr. *angana* oder *angaṇa.* Der anlautende Vokal ist wegen der folgenden Position gedehnt; vgl. weiterhin *ánk* = sskr. *anka; ánwlá* = sskr. *amla* oder *ambla; bándh* = *bandha; bángá* = *vanga; bánk* = *vanka; bánsá* = *vaṃça; bháng* = *bhangâ; gánṭá* oder *gánṭh* = *grantha; jánt, jántá* = *yantra,* vgl. auch noch einige Beispiele bei Fr. Müller Linguistischer Theil der „Reise der Novara" S. 126. Diese Erscheinung tritt bekanntlich schon im Sanskrit regelmässig in Bezug auf *i* und *u* vor radikalem *r* oder *v* mit unmittelbar folgendem Consonanten ein; ferner oft vor *nt* z. B. *klânta* aus *klam* mit Affix *ta;* auf ihr beruht auch die Dehnung von *a, i, u* vor aus *h* mit folgenden *t, th, dh* entstandenem *ḍh,* und endlich erscheint sie auch nicht selten in einzeln stehenden Fällen, z. B. *tûshṇîm* „schweigend" von *tush* „sich beruhigen", eigentlich adverbial gewordener Accusat. sing. eines Femin. auf *î* von einem Ptcp. Pf. Pass. gebildet durch *na;* ferner in *tîkshṇa* „scharf" aus *tij* „scharf sein" mit Affix *sna;* in *sûkshma* „fein" aus *su-kshâma.*

ánk (S. 217) „Zeichen, Zahl" ist sskr. *anka* gleichbedeutend; *ánwlá* gehört sicher zu sskr. *amla* oder *ambla,* obgleich 695 für jenes hier Phyl-|lanthus emblica, für dieses Oxalis corniculata, Sauerklee angegeben wird; doch wird im vorliegenden Werk die Frucht ebenfalls als sauer bezeichnet. S. 219 *arand* „Castor-Oel-Pflanze" gehört zu sskr. *eraṇḍa* „Ricinus communis"; *argará* „ein umzäunter, verschlossner Ort für Vieh" gehört zu sskr. *argaḍa* „Hinderniss", *argala* „Riegel"; *arhaṭ* oder *rahaṭ* (vgl. auch S. 346 *haraṭ*) ist sskr. *araghaṭṭa* „Rad, um Wasser aus Brunnen zu ziehen". S. 221 *arthiá* „Client" u. s. w. gehört zu sskr. *arthin* „bittend, Kläger, Diener". S. 222 zu *asíchá* „unbewässert" vgl. sskr. *a* privat. und *sic* „benetzen"; *asthal* „a fixed residence" u. s. w. ist sskr. *sthala* „Platz" mit *a* vor der Anlautgruppe, wie in *asthán* für sskr. *sthâna; aṭá* „an upper story" ist sskr. *aṭṭa* „Söller"; letztres steht für organ. **arta,* Ptcp. Pf. Pass. von *ar* „sich erheben" (ὄρ-νυμι, *or-ior*) und entspricht dem zend. *areta, ereta* „hoch", lat. *altus* (vgl. auch sskr. *aṭṭa* in der Bed. „laut"). Als Deminutiv von *aṭá* wird *aṭárí*



angeführt, man vgl. dazu sskr. *aṭṭâla*, welches dieselbe Bedeutung wie *aṭṭa* hat. S. 223 *athmaná* „Westen“ ist sskr. *astamana* „Untergang der Sonne“; das unter dieser Rubrik aufgeführte *athaye* „Westen und Abend“ gehört wohl zu sskr. *astamaya* „Untergang der Sonne“. S. 225 *báhá* „water-course“ gehört zu sskr. *vahâ*. S. 227 *bándh* „embankment“ wohl zu sskr. *bandha; bángá* „raw cotton“ ist sskr. *vaṅga; bánk* „a bend in a river“ sskr. *vaṅka; bánsá* und *báns* „Bambus“ sskr. *vaṁça;* dahin gehört auch *bánsarí*. S. 229 *báṛí* „ein umzäuntes Landstück, ein Küchengarten“ ist sskr. *vâṭî* wesentlich gleichbedeutend; *báṛhí* „Zins“ u. s. w. und *baṛhná* „zunehmen“ gehören zu sskr. *vardh* „wachsen“ (vgl. z. B. *vârdhushi* „ein Wucherer“). | S. 230 696 *básmatí* „a fragrant kind of rice and millet“ würde nach den Sanskrit-Regeln über den Wechsel von *v* und *m* in dem Suffix im Sskr. **vâsavatî* lauten. S. 231 *bíjmár* „failure of germination“ würde im Sanskrit wesentlich ebenso **bîjamâra* lauten. S. 236 *bhis*, die essbare Wurzel des Lotus, ist sskr. *bisa; bhus* und *bhúsá*, Spreu des Getreides, ist skr. *busa;* dahin gehört auch *bhusaurí* u. s. w. und *bhusrá*. S. 238 *bhang* oder *bháng*, aus der Hanfpflanze bereitetes berauschendes Getränk, ist sskr. *bhaṅgâ*. S. 241 *bhawan* „Haus“ sskr. *bhavana*. S. 242 *bikrí*, Verkauf, von sskr. *vi krî* verkaufen; ebds. *billí-loṭan* „Valeriana“: der Name soll daher kommen, dass die Katzen (sskr. *viḍâla*) sich an dem Geruch desselben so ergötzen, dass sie sich vor Freude herumwälzen (sskr. *luṭ*, daher **loṭana*). S. 244 *biṭhak*, Ameisen-Hügel, eig. „Sitz“ und *baiṭhná* „sitzen“ gehören zu sskr. *pîṭha* „Stuhl, Sitz“. S. 249 *bald* „Ochs“ ist sskr. *balivarda*, Stier. S. 250 *bamíṭhá* „Ameisenhügel“; als richtiges Wort wird *bámbhí* hinzugefügt und als Etymologie *marmî* „ein stechendes Insekt“ und *sthâna* „Ort“; letztres ist Sanskrit; *marmî* wird nicht ausdrücklich als solches bezeichnet und ist mir auch nicht als solches bekannt; dagegen heisst im Sskr. *vamra vamrî* und **valmî* „die Ameise“; von letztrem kömmt her *valmîka* „Ameisenhaufen“ und eben daher scheint auch *bamîṭhâ* zu stammen. *Bandhán* ist sskr. *bandhana*, Damm. S. 254 *baṛ*, Ficus Indica, ist sskr. *vaṭa*. S. 257 *basíkat* „bewohnt“ ist vielleicht sskr. *vâsîkṛta; basgit* „Wohnung“ gehört zu sskr. *vas* „wohnen“ und *keta* „Wohnung“. S. 258 *baswárí* und *basaur* „Bambusgarten“ ist sskr. **vaṁça-vâṭî; baṭ* „a partition“, verglichen mit *baṭáí* „Pachtzins, beste-|hend in einem Theil der Erndte“, 697

erinnert an sskr. *bhâṭa* „Pachtgeld" und *bhaṭ* „miethen" (beides zu sskr. *bhṛti,* prakritartig für organisches **bharti* „Lohn"). S. 260 *chák* „Rad" ist sskr. *cakra* (prakritartig für *cakka* s. oben *ák*). S. 261 *chára* „Gras, Futter" (vgl. S. 278 *charwáhí* „Hirtenlohn") gehört zu sskr. *car* „weiden". S. 264 *chhilká,* Rinde, vielleicht zu sskr. *challî.* S. 266 *chhakṛá* „Wagen" ist sskr. *çakaṭa* glbdt. (*chh* für *ç*, wie schon im Sskr. arbiträr hinter wortauslautendem *t* (welches dann zu *ch*) und hinter *n,* welches *ñ* wird, so wie hinter *k p ṭ*); *chhatrí,* Pavillon, sskr. *chattra* „Sonnenschirm". S. 269 *chún, chúní* „Mehl", sskr. *cûrṇa.* S. 270 *chaukaṛá* „das Abgeben eines Viertheils der Erndte", sskr. *catushkṛta.* S. 272 *chautrá* „ein Hof", sskr. *catvara.* S. 274 *chaná,* Kichererbse, sskr. *caṇa.* S. 278 *chaití,* einer der Frühlingsmonate, sskr. *caitra; ḍáb* eine Grasart, sskr. *darbha.* S. 280 *ḍanḍ* und 296 *ḍanḍá,* so wie 297 *ḍanḍí,* Stock u. s. w., sskr. *daṇḍa.* S. 284 *dahnímí* „fünf Procent", sskr. *daçan* „zehn" und *nema* „halb, Hälfte"; *dhán,* Reis, sskr. *dhânâ* „Getreidekörner". S. 287 *dhen,* Milchkuh, sskr. *dhenu.* S. 289 *dhaniá,* Coriander, sskr. *dhanyâ.* S. 290 *dhartí,* Erde, zu sskr. *dhar* „tragen", vgl. sskr. *dharâ* „Erde". S. 291 *dighí* „ein grosser länglicher Teich", sskr. *dîrghâ* glbdt. von *dîrgha* „lang". S. 292 *ḍabrá,* ein kleiner Teich, wohl zu sskr. *dabhra* „wenig". S. 293 *dahi* „saure Milch", sskr. *dadhi; dúdh* „frische Milch", sskr. *dugdha* (beide unter *dahenḍí,* ein Gefäss für *dahi*). S. 297 *dantáolí* „eine Harke" (eig. „gezahnt"), der Form nach zu sskr. *dantâvala* „Elephant". S. 298 *dasotara,* zehn Procent, sskr. **daçottara* aus *daçan-uttara,* vgl. *catur-uttara* „um vier zunehmend". 698 S. | 299 *doras* „two flavours" aus sskr. *dvau* und *rasa;* eben so *dosáhí* „zwei Erndten tragend" aus erstrem und dem Verbum *sah.* S. 301 *doháo* zu sskr. *doha* „Melken". S. 302 *dúb* „eine Grasart", sskr. *dûrvâ.* S. 308 *gám* und *gáṅw,* so wie S. 320 *grám* „Dorf", sskr. *grâma;* zu *gánḍá* „Zuckerrohr" und S. 317 *ganḍásí, gaṛásí,* sowie *ganḍerí, gaṛerí* vgl. sskr. *gaṇḍola* und *gaḍola* „roher Zucker". Zu *gánja* oder *gánjha,* Cannabis Indica, woraus ein berauschendes Getränk bereitet wird, vgl. sskr. *gañjâ* „Schenke" und „Gefäss, aus welchem berauschende Getränke getrunken werden". S. 311 *gánṭá* und *gánṭh* „Knoten", sskr. *grantha.* S. 313 *gowárí* wohl zu sskr. *govâṭa* „Kuhhürde". S. 317 zu *gandhel* „ein süss duftendes Gras" vgl. sskr. *gandha* „Duft". S. 321 *gáolí,* Kuhhirt, wohl zu sskr. *gopâla*

glbd. oder Ableitung aus *go*. Sollte *gâṛí* oder *gâḍí* „Wagen“ zu dem vedischen *garta* glbd. gehören? Die Lautumwandlung wäre regelrecht. S. 322 *gehúṅ*, Waizen, wohl sskr. *godhûma*, vgl. S. 333 unter *gohárí*, wo *gohuṇ* als provinzielle Aussprache von *geṅhun* (so!) „Waizen“ angegeben wird, und ebds. *gojaí*, ein Feld mit Waizen und Gerste bestellt, wo *go* Waizen und *jaí* = sskr. *yava* „Gerste“; letzterem entspricht S. 360 *jau* (vgl. jedoch S. 369 *jaí*). S. 324 *ghun*, Kornwurm, Holz und Korn zerstörend, sskr. *ghuṇa* „Holzwurm“. *Ghungchí*, Abrus precatorius, sskr. *guñjâ;* bei dieser Gelegenheit wird der Gebrauch dieses Worts als Gewichtbezeichnung näher bestimmt, wie überhaupt viel über indische Maasse und Gewichte in dem Werke mitgetheilt wird. S. 326 *ghaná* „dicht“ vgl. sskr. *ghana* glbdt.; *ghaṛá*, ein Wassergeschirr, sskr. *ghaṭa*. S. 327 *gintí* „Zahl“ von sskr. *gaṇ* „zählen“. S. 330 *gorá* | „roth, blond“, 699 sskr. *gaura*. S. 331 *goṛhá* „(the homestead); fields near the village“, sskr. *goshṭha*, Kuhstall, Aufenthaltsort von Thieren, Weideplätze, vgl. auf derselben Seite *gothán*. S. 336 *guṛ* „molasses“, sskr. *guḍa*. S. 337 *gurbháí* „Schüler eines Lehrers“ von sskr. *guru* „Lehrer“ und *bhrâtṛ* „Bruder“. S. 338 *hal* (unter *hálí*) und S. 340 mit der Nebenform *har* „Pflug“, sskr. *hala* glbdt. S. 344 *hansráj* zu sskr. *haṁsa* „Gans“ und *râjan* „König“. S. 347 *íkh*, Zuckerrohr, sskr. *ikshu*. S. 350 *jánt* „ein hölzernes Geschirr, um Wasser aus den Brunnen zu ziehen“ und *jántá* „ein Handmühlenstein“ beide zu sskr. *yantra* „eine künstliche Vorrichtung, Maschine“, dazu wohl auch S. 364 *jandrá* (vgl. auch S. 365 *jantrí*); *jáṭh* „ein Pfosten“ u. s. w., sskr. *yashṭî* „Stab“ u. s. w.; *játrá* „Fest“, sskr. *yâtrâ* „Procession“; *jíra* „Kümmel“, sskr. *jîra; jítápatr* „günstige Entscheidung“ von sskr. *jita* „gewonnen“ (Ptcp. Pf. Pass. von *ji*) und *pattra* „Document“. S. 352 *jháḍá* „Land, welches in der Regenzeit unter Wasser steht“, zu sskr. *jala* „Wasser“ (vgl. S. 363 *jala* „Teich“). S. 359 *júá* „Joch“, wohl sskr. *yuga*. *jutá* „ein Strick, welcher ein Giessgefäss mit dem Handgriff verbindet“, von *jotna* „zusammenjochen“; wohl beides zu sskr. *yuj* oder *yu* „verbinden“. S. 363 *jalása* „Teich“, sskr. *jalâçaya; jalkar* „Einkünfte von Flussfischerei“ u. s. w. von sskr. *jala* „Wasser“ und *kara* „Abgabe, Tribut“; *jalm* „Geburtsrecht“, sskr. *janman* „Geburt“. In *jalním* scheint sskr. *jala* und *nemi* zu stecken; das letztre ist der Name der Dalbergia ougeinensis. In *jal*

pípal „eine pfefferähnliche Pflanze" steckt sskr. *jala* und *pippalî* „Pfeffer". S. 364 gehört *jamna* verbinden in *jamúwaṭ* 700 zu | sskr. *yam*. S. 371 *kamal* „ein wollenes Gewand" ist sskr. *kambala;* dazu auch das vorangehende *kamlá*.

Bezüglich der Legenden, Sagen, Erzählungen, welche beiläufig erwähnt werden, erlaubt sich Ref. als Schluss dieser Anzeige drei Geschichten des Königs von Haribuṅgapura mitzutheilen, welcher nach den Angaben des vorliegenden Werks in Indien eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Uns ist er erst 1859 durch Aufrecht's Katalog der Bodleyanischen Bibliothek S. 154a bekannt geworden. Im vorliegenden Werke I, 261 ff. wird, in wesentlicher Übereinstimmung mit dem von Aufrecht a. a. O. beschriebenen Kathârṇava „Meer der Erzählungen", der Schauplatz seiner Streiche Harbongpúr genannt. Minder übereinstimmend heisst der König selbst Harbong. Nach Roebuck (Oriental Proverbs Pt. II, p. 187, einem Werke, welches im anzuzeigenden Buch erwähnt wird, mir aber unzugänglich ist) wäre der Name der Stadt Hurbhoom; sie lag in der Nähe von Ilahabad (gewöhnlich Allahabad genannt) und war wegen der dort herrschenden Ungerechtigkeit berühmt. Nach vorliegendem Werk dagegen ist Harbhúm, gewöhnlich Harbong und bisweilen Harbhong gesprochen, der Name des Königs. Beide Angaben vereinigen sich wohl durch die indische Sitte, einen König nach dem Namen seines Reiches zu benennen. Harbhoom oder Harbhúm ist sskr. Hari-bhûmi „Land des Hari oder Vishṇu", und Harbongpúr, wenn wirklich für Haribhûmi-pura, wäre „Hauptstadt von Haribhûmi". Ob dieses Wort eine geographische Stadt bezeichnet, ist mir sehr zweifelhaft, doch würde es zu weit führen, dies hier genauer zu erörtern. |

701 Bezüglich des allgemeinen Charakters der von diesem König erzählten Streiche bemerkt der Hr Verf., dass sie eine Mischung von Dummheit und Schlauheit bilden und dass manche an europäische Geschichten erinnern. Von den drei Erzählungen, welche mitgetheilt werden (S. 266—268), erinnern die beiden ersten an die aus Indien vermittelst der Mongolen nach Russland übergegangenen Urtheile, welche hier dem Schemjäka zugeschrieben werden; man vergleiche darüber des Ref. Pañcatantra I, 398 ff. und vorhergehende SS.; beiläufig bemerke ich nachträglich, dass der Name Schemyaka bei

den Kirgisen 1732 vorkommt (s. Latham Descr. Ethnology I, 348). Die erste Erzählung lautet: Ein Mann hatte einen Büffel gekauft und trieb ihn nach Haus. Da begegnet ihm ein Fremder und erklärt, der Büffel gehöre ihm. Nach vielen Hin- und Herreden bringen sie ihre Sache vor den König. Der Käufer erzählt, wie er den Büffel gekauft habe. Der Fremde aber ruft aus: „Haben Ew. Gnaden je einen Mann gesehn, der Hornvieh ohne einen Knüttel treibt! Er hat keinen: ich habe einen; folglich gehört der Büffel mir". „Richtig", antwortet der König, „ich habe stets gesehen, dass Viehzüchter einen Knüttel in der Hand haben. So soll der Büffel dem gehören, der den Knüttel hat".

Ein andermal forderte ein Mann, welcher ein Büffelkalb gekauft hatte, nachdem er dieses bezahlt, von dem Verkäufer eine Art Beigabe, d. h. etwas ähnliches als Extrazugabe in den Kauf. Der Verkäufer verweigert es, und sie bringen die Sache vor den König. „Richtig", sagt dieser, „ich habe nie gehört, dass im Bazar etwas ohne eine Extrazugabe verkauft ist. Es | muss also was gegeben werden. Habt ihr kein 702 andres Rind"? „Weiter nichts", antwortet der Verkäufer, „als die Mutter eben dieses Kalbes". „Nun dann muss die Mutter gegeben werden", entscheidet der König, „denn berechtigte Eigenthümlichkeiten müssen erhalten werden". Daher das Sprüchwort: „Kauf das Kalb und nimm die Kuh in den Kauf!"

Die dritte Erzählung berichtet, wie der König umgekommen ist. „Der grosse Gorakhnath und der Guru Macchander kamen auf ihren Reisen in Harbong's Königreich. Da der erste hörte, dass in diesem Reiche alle Gegenstände, gross oder klein, selten oder gewöhnlich, zu demselben Preise verkauft wurden (dies hatte nämlich Harbong in seiner Weisheit festgesetzt), so fasste er den Entschluss, sich in diesem Paradies niederzulassen. Sein Gefährte mahnte ihn vergeblich ab. Kaum waren einige Tage vergangen, als ein Mord vorfiel und ein Galgen für den Schuldigen errichtet ward. Aber an dem zur Hinrichtung festgesetzten Tag war kein Verbrecher da; da nun der Strick sehr dick und stark war, befahl der König, dass die beiden stärksten Männer aus der versammelten Menge ausgesucht und am folgenden Tage gehängt werden sollten. Die beiden stärksten Männer waren eben Gorakhnath und sein Freund. Als diese zum Tode geführt wurden, fingen sie an



sich mit einander zu streiten. Jeder verlangte, zuerst gehängt zu werden. Der König fragte nach dem Grunde dieses sonderbaren Verlangens. Da trat Macchander vor und erklärte, dass er vermittelst seiner Bücher und durch weise Männer sich überzeugt habe, dass, wer an diesem Tage zuerst gehängt
703 werde, unmittelbar ins Paradies komme. Da rief der | König: 'Wenn dem so ist, so seid ihr beide eines solchen Glückes nicht werth; dann will ich vielmehr der erste sein'. Und so ward er auf sein eignes Verlangen aufgehängt".

Analoge Geschichten werden hierbei manchem Leser einfallen. Ref. ist wegen eines Augenleidens jetzt nicht im Stande, einige dieser Art nachzuweisen, wird aber bei einer andern Gelegenheit vielleicht darauf zurückkommen.

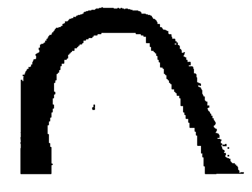
X.

Skizze einer Abhandlung: Über Augensprache, Mienenspiel, Gebärde und Stimmmodulation.

Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Göttingen, 1873, No. 15, S. 407.

Ein Zufall führte dem Verfasser dieser Zeilen eine Reihe von Gedanken über die in der Überschrift bezeichneten Erscheinungen ins Gedächtniss zurück. Sie schienen ihm einer Ausarbeitung nicht unwerth zu sein. Allein da andre Aufgaben ihn in naher Zeit und vielleicht überhaupt nicht mehr dazu kommen lassen werden, hält er es für nicht undienlich mit wenigen Worten den Ideengang zu skizziren, welchen er in einer solchen verfolgen würde, einerseits für ihn selbst zur Erinnerung im Fall ihm noch Musse zur Ausarbeitung verstattet werden möchte, andrerseits um Fachgenossen darauf aufmerksam zu machen, die vielleicht geneigt wären, sie zu übernehmen.

408 Er ging von der Bemerkung aus, dass man | unter Sprache gewöhnlich nur die artikulirte Sprache versteht und dabei fast ganz übersieht, dass diese mehr oder weniger, ja, wo sie ihre



ganze Kraft entfalten will: im Affect,[1] von den in der Überschrift zusammengefassten vier Accessorien begleitet ist, dass diese sogar nicht selten ganz und gar an die Stelle derselben treten und fähig sind, Wahrnehmungen, Empfindungen, Gefühle, Gedanken und Absichten einzig durch sich, ohne jegliche Beihilfe der artikulirten Rede vollständig verständlich zu machen. Drei dieser Accessorien —: Augensprache, Mienenspiel und Stimmmodulation — scheinen sogar bei allen Völkern ganz — das vierte —: Gebärden — wenigstens zum Theil übereinzustimmen, so dass sie das verbindende Element in der gegenseitigen Gedanken-Vermittelung der gesammten Menschheit bilden, während die artikulirte Sprache, im vollsten Gegensatz dazu, sich als trennendes, die Menschheit in Völker scheidendes, Element geltend macht.

Diese Accessorien der Rede scheinen demgemäss eine grössere Beachtung zu verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist und zwar:

1. An und für sich als wesentliche und sehr bedeutende Äusserungen der menschlichen Seele, welche würdig sind, in ihrem ganzen Umfang gekannt und, wo möglich, ihren tieferen Gründen nach, erkannt zu werden.

2. Um zu erforschen, welche Äusserungen dieser Art allen oder vielen Völkern gemeinsam sind, welche einigen besonders eigen, und worin sie sich unterscheiden, damit man festzustellen vermöge, was in ihnen allgemein menschlich sei, was auf besondere naturgemäss zusammenhängende Menschencomplexe beschränkt, was auf allgemeinen Gesetzen, was auf Convention beruhe. |

3. Weil sie dazu dienen können, uns die Vorstellung von 409 der rein menschlichen Entstehung der artikulirten Sprache nicht wenig zu erleichtern, indem ihnen unzweifelhaft die Fähigkeit zugesprochen werden muss, jedem Laute oder Lautcomplexe diejenige Bedeutung zu verleihen, welche der erste, der diese Artikulationen mit jenen Accessorien verband, durch sie auszudrücken gedrängt war oder beabsichtigte.

4. Weil sie in gleicher Weise geeignet sind, manche Erscheinungen in der Entwickelung der artikulirten Sprache zu erklären oder wenigstens begreiflich, oder auch nur vorstellbar

[1] [oft im höchsten Maasse]

zu machen. So ist es z. B. eine unläugbare Thatsache, dass Völkerstämme, welche zu derselben Menschenrasse gehören, Sprachstämme entwickelt haben, welche vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus völlig unvereinbar sind. Die Indogermanen z. B. werden aus physischen und psychischen Gründen zu derselben Rasse —: der sogenannten lockenhaarigen — gerechnet, zu welcher auch die Semito-Hamiten, Basken und kaukasischen Völker, so wie in weiterem Kreise selbst die Dravida's Ostasiens und die Nuba's Nordafrika's gezählt werden. Diese Völkerstämme bilden aber in der historischen Zeit Sprachstämme, welche weder mit dem indogermanischen Sprachstamm, noch unter sich auf sprachwissenschaftlichem Wege vereinigt werden können. Diese Erscheinung wird aber begreiflich, wenn wir annehmen dürfen, dass zu der Zeit, als sich die Voreltern dieser Völkerstämme von dem ihnen zu Grunde liegenden, die Basis der ganzen Rasse bildenden, trennten, jene Accessorien der artikulirten Sprache diese selbst noch so sehr überragten, dass artikulirte Laute und Lautcomplexe erst in geringer Zahl zu begrifflichen 410 Werthen verwendet | wurden, oder diese Verwendung, selbst wenn sie schon einen grösseren Umfang angenommen hatte, doch in Bezug auf die damit verknüpften begrifflichen Werthe noch so wenig durch Gewohnheit gesichert war, dass noch nach der Trennung durch Hülfe derselben Accessorien andre Laute und Lautcomplexe mit Leichtigkeit an ihre Stelle zu treten vermochten.

In Betracht dieser Bedeutung jener Accessorien und selbst Stellvertreter der artikulirten Rede würde schliesslich der Wunsch gerechtfertigt sein, dass

1. Reisende ihnen die grösste Aufmerksamkeit widmen und alle dahin gehörige Erscheinungen aufs sorgfältigste und so klar als irgend möglich beschreiben möchten;

2. dass auch Schriftsteller, welche Grammatiken lebender Sprachen abfassen, anstatt sich bloss auf die nächsten praktischen Bedürfnisse zu beschränken, sich von dem Gedanken leiten lassen möchten, dass es die Aufgabe einer wissenschaftlichen Grammatik ist, alle Mittel zu verzeichnen und so genau als möglich zu schildern, deren sich eine Sprache bedient, um im lebendigen Verkehr das vollste Verständniss der gegenseitigen Mittheilungen zu erzielen. Eine genaue Beschreibung



der hervorgehobenen Accessorien der artikulirten Rede lässt sich aber im Gebiete der lebenden Sprachen unzweifelhaft anbahnen und nach und nach zu hoher Vollendung führen. Sie würde den Grammatiken derselben im Verhältniss zu denen der todten Sprachen einen Werth verleihen, welcher durch die tiefere Einsicht, die diese letzteren in den Bau und die Entwickelung der artikulirten Sprache gewähren, kaum überragt, ja auch nur aufgewogen werden möchte.

XI.

Der Hopfen. Seine Herkunft und Benennung. Zur vergleichenden Sprachforschung. Homburg vor der Höhe. Buchdruckerei von J. G. Steinhäusser. 1874. XII und 26 S. in Oktav.

Götting. gel. Anzeigen, 1875, St. 7, S. 208.

Diese kleine Schrift, als deren Verf. sich unter der Vorrede F. L. C. Frh. v. M. unterzeichnet, hat, trotz mancher Ausstellungen, zu denen sie berechtigt, das Verdienst, einige Zusammenstellungen zu geben, welche, richtig benutzt, es möglich machen, die Geschichte der Hopfencultur — deren Anfänge und Verbreitung — mit grösserer Sicherheit darzulegen, als bis jetzt — auch in der 2ten Auflage von Victor Hehn's Buch „Kulturpflanzen und Hausthiere" 1874, S. 410 ff. — geschehen ist. Sie bildet in | Bezug auf den Hopfen eine Er- 209 gänzung zu diesem, und die hier und dort gegebenen Materialien — mögen sie gleich einer Vermehrung fähig sein, wozu jedoch wichtigere Verpflichtungen dem Ref. für den Augenblick keine Zeit verstatten — scheinen genügend zu sein, sich über die Geschichte der Hopfencultur eine Ansicht zu bilden, welche, wenn gleich von dem Hrn Vf. dieser Schrift sowohl als Herrn Hehn abweichend, im Wesentlichen vom Richtigen wohl nicht abirren wird. Hierüber, so wie über die Namen des Hopfens, erlaubt sich Ref. im Folgenden einige Worte, ohne sich jedoch mit einer Kritik der Vorgänger zu befassen, da sie einen Raum in Anspruch nehmen würde, welcher mit dem Umfang der

anzuzeigenden Schrift in keinem Verhältniss stehen möchte. Er bittet jedoch das, was er vorbringt, nur als Ansichten aufzunehmen, und zwar schon aus dem Grunde, weil er die eine Seite derartiger Untersuchungen, nämlich die naturwissenschaftliche, nicht selbstständig zu beurtheilen im Stande ist; doch bemerkt er, dass er in dieser Beziehung seinem geehrten Collegen, Hrn Hofrath Grisebach, Mittheilungen verdankt, welche, wenn gleich er sich ein wissenschaftliches Urtheil über sie nicht zutraut, ihm doch überzeugend scheinen.

Der Hopfen war als wildwachsende Pflanze schon in sehr alter Zeit über den grössten Theil von Europa, so wie über die nördlichen Theile Asiens und Amerikas verbreitet. Es wäre daher nicht unmöglich, dass die Indogermanen schon in ihrem Ursitze — d. h. in derjenigen Örtlichkeit, in welcher sie sich unmittelbar vor der Abtrennung des ersten ihrer uns bekannten Zweige aufhielten, und welche Ref. oberhalb des 210 schwarzen Meeres ungefähr zwischen dem Kau-|kasus im Osten und den Donaumündungen im Westen suchen zu müssen überzeugt ist — schon einen Namen für diese Pflanze gehabt hätten. Allein so hoch wir auch die Cultur der Indogermanen selbst in dieser so uralten Zeit zu veranschlagen berechtigt 211 ja verpflichtet sind [1], | so ist es doch höchst unwahrscheinlich,

[1] Vgl. „Geschichte der Sprachwissenschaft" 1869, S. 597 ff. Ausser den dort und aa. OO. dafür geltend gemachten Momenten spricht aber vor allem für diese uralte verhältnissmässig hohe Cultur der von allen Kundigen jetzt anerkannte Umstand, dass die Indogermanen schon damals ein Zahlwort für 1000 so fest fixirt hatten, dass es sich auch nach der Trennung bei dem asiatischen Zweig und den Griechen erhielt. Denn diese Festigkeit konnte nur dadurch erlangt sein, dass schon in jener uralten Zeit Verhältnisse herrschten, welche eine Zählung bis 1000 sehr häufig nothwendig machten.

Dass sich dieses Zahlwort nur bei den asiatischen Indogermanen und bei den Griechen erhalten hat, erklärt sich daraus, dass diese Völker nach der Trennung sich in Sitzen niederliessen, welche dem Ursitze näher als die der übrigen lagen (die asiatischen reichen bekanntlich noch in historischer Zeit bis in den Kaukasus hinein und, wenn die pontischen Skythen dazu gehören, sogar noch weiter westlich). Aus diesem Umstand erklärt sich überhaupt die Erscheinung, dass das Griechische eine so unendlich grössere Übereinstimmung mit dem asiatischen Zweig bewahrt hat, als irgend eine der andern Verwandten (vgl. Accent im Griechischen und Sanskrit, Verbalsystem und viele andere grammatische, lexikalische, sociale, auch religiöse u. a. Eigenthümlichkeiten). Der Stamm, welchem die Griechen angehörten, und die Arier entfernten sich zunächst am wenigsten (jener nach den Hämus-, diese nach den Kaukasus-

dass ein so unbedeutendes Gewächs, welches sicherlich noch nicht zur Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses diente, mit einem besonderen Namen schon überhaupt oder so häufig bezeichnet worden wäre, dass er als Erbstück aus diesem uralten in die späteren Sitze hätte mit wandern können. Trat einmal die Nothwendigkeit ein, | dasselbe zu bezeichnen, so 212 geschah diess höchst wahrscheinlich entweder durch einen Classennamen, etwa „Schlingpflanze“ oder ähnliches, oder durch Benutzung des Namens einer ähnlichen oder verwandten Pflanze, welche schon grössere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

In historischer Zeit tritt uns ein Name für „Hopfen“ zunächst bei den Römern entgegen. Zwar wird die Pflanze, welche mit diesem Namen, nämlich *lupulus,* bezeichnet wird,

---

Gegenden) und fanden auf ihrer weiteren Wanderung Örtlichkeiten, in denen sie längere Zeit zu rasten und demnach die mitgebrachten sprachlichen u. aa. Erinnerungen treuer zu erhalten vermochten. Diese Übereinstimmung bildet beiläufig bemerkt keines der geringsten Momente, welche für den von mir angenommenen Ursitz der Indogermanen, als solcher, sprechen.

Wem gegen die Annahme jener uralten verhältniss- | mässig hohen Cultur 211 der Umstand zu sprechen scheint, dass wir sie, insbesondre den nördlichen Zweig der europäischen Indogermanen, im Anfang ihrer Geschichte in einem, im Verhältniss dazu, keineswegs hervorragenden Culturzustand finden, der möge bedenken, durch welche unwirthliche Länder sie nach ihrer Abtrennung zu wandern und welche Kämpfe sie zu bestehen haben mochten, bis sie sich neue und stetige Sitze angeeignet hatten. Dass sie dadurch viel von ihrem mitgebrachten Culturvorrath einbüssen mussten, lässt sich schon vornweg vermuthen; über manche dieser Einbussen geben uns aber auch die Sprachen zuverlässigen Nachweis; nicht blos die mehr oder weniger grosse Verarmung der Grammatik, sondern vor allem des Hauptzeugnisses des materiellen Culturzustandes, des Lexikons. So um nur ein Beispiel zu erwähnen, kannten die Indogermanen in ihrem Ursitze entschieden Gold und Silber. Beide Wörter müssen sehr häufig gebraucht gewesen sein; denn sie haben sich in indogermanischen Sprachen erhalten, welche weit von einander getrennt sind. Beide zusammen sind jedoch nur von dem asiatischen Zweig bewahrt; die Griechen und Römer haben das Wort für Silber bewahrt, dagegen das für Gold verloren; jene es sogar, und dann sicher verhältnissmässig spät, durch ein den Semiten entlehntes ersetzt; die Römer durch ein wahrscheinlich aus dem eigenen Sprachschatz gebildetes. Umgekehrt haben die Germanen und Letto-Slaven das Wort für Gold erhalten, dagegen das für Silber eingebüsst. Eine genauere Betrachtung der lexikalischen Verhältnisse der indogermanischen Sprachen zu einander macht es aber fast unzweifelhaft, dass diese Erscheinung nur daraus zu erklären ist, dass jenen nach der Besonderung lange Zeit selten Gold, diesen Silber zu Gesicht kam.

nicht so genau geschildert, dass man darin den „Hopfen" mit absoluter Sicherheit erkennen muss, aber der Gebrauch desselben im Mittellatein, so wie das entsprechende italiänische *luppolo* zeugen doch so entschieden dafür, dass auch bei den Römern mit *lupulus* Hopfen gemeint sei, dass jeder Zweifel daran als Hyperkritik betrachtet werden darf. Der Name wird, wie Hr Hofrath Grisebach vermuthet, dadurch entstanden sein, dass das Schlinggewächs, als Feind, Vernichter der Bäume betrachtet, um die es sich schlingt, in dasselbe Verhältniss zu diesen gesetzt ward, wie der Wolf zu den Hausthieren. Diese Auffassung erinnert an Indiens vedische Zeit, wo der „Wolf" so sehr als „Feind" überhaupt angesehen ward, dass, um den Begriff „sicher" zu bezeichnen, aus dessen Namen, sskr. *vṛka*, ein relatives Compositum mit dem sogenannten *a* privativum gebildet ward, welches wörtlich „wolflos", im Gebrauch „ungefährdet" bezeichnet.

Weiter tritt uns dann im Slavischen ein Name entgegen, welcher entschieden „Hopfen" bedeutet, nämlich im Altslovenischen *chmělĭ* und entsprechend in den übrigen slavischen Sprachen.

Slavisch *ch* entspricht nun bekanntlich indogermanischem, speciell auch griechischem, *s*, so dass schon dadurch das sla-213 vische Wort dem griechi-|schen σμῖλο in dessen Derivat σμῖλακ Nom. σμῖλαξ sehr nahe tritt. Diese Lautverwandtschaft beruht aber, wie sich leicht erweisen lässt, auf ursprünglich vollständiger Lautgleichheit. Das altslav. *ě* entspricht nämlich indogermanischem *ai;* ebenso griechisches ει, für welches mehrfach ῑ eintritt (vgl. z. B. τρις in τρισκαίδεκα (= sskr. *trayodaça,* nur phonetisch für *trayasdaça*), wo τρις für grdsprachlich *traias* = sskr. *trayas,* lat. *trēs* stehend unzweifelhaft ῑ hat); das griech. ο oder α aber grdsprachlichem *a* und ebenso das altslav. *ĭ* hinter *l*. Es ergiebt sich also als letzerreichbare Grundform beider *smaila,* oder, da *l* nur späterer Vertreter von ursprünglichem *r* ist: *smaira.*

σμῖλαξ bezeichnet zwar nicht dieselbe Pflanze wie *chmělĭ,* aber die durch σμῖλαξ bezeichnete ist dem Hopfen so ähnlich, dass man sehr gut annehmen darf, dass die beiden Wörtern zu Grunde liegende Form entweder eine Art Classenname war, der sich bei den Griechen und Slaven für verschiedene dieser Classe angehörige Gewächse fixirte, oder schon der Name eines

besonderen Gewächses, welcher aber bei den einen oder den andern für ein diesem ähnliches gebraucht ward.

An eine Entlehnung des slavischen Wortes aus dem Griechischen ist nicht zu denken. Denn bei Entlehnungen machen sich die ursprünglichen Lautreflexe nicht geltend, sondern die etwaigen Änderungen, welche in ihnen eintreten, sind von anderen Lautverhältnissen bedingt. Wäre das Wort von den Griechen entlehnt, dann würde die griechische Anlautgruppe σμ sich im Slavischen erhalten haben, da sie hier eine sehr häufige ist. Von einer umgekehrten Entlehnung, nämlich des griechischen | Wortes aus dem Slavischen, kann gar nicht die 214 Rede sein.

Wir haben also anzunehmen, dass die beiderseitigen Namen selbstständiges Eigenthum beider Sprachen sind; dass sie aber auf einer Grundform beruhen, welche sich schon in derjenigen Sprache befand, die die gemeinschaftliche Grundlage des Griechischen sowohl als Slavischen bildete.

Da aber Slavisch und Griechisch nicht zunächst eine gemeinsame Grundlage haben, sondern vielmehr, nach der bis jetzt wahrscheinlichsten Annahme, scharf getrennte Sprachen sind, jenes dem nördlichen, dieses dem südlichen Ast des europäischen Zweiges des Indogermanischen angehört, so folgt daraus, dass die gemeinsame Grundform von σμῖλο (σμῖλα-κ) und *chmělĭ* schon wenigstens dem gesammten europäischen Sprachzweig — und dann wahrscheinlich in der Form *smeila* — eigen gewesen sein muss und dessen Reflexe in den übrigen europäischen Sprachen eingebüsst sind. Die Einbusse erklärt sich daraus, dass die mit diesem Worte benannten Rankengewächse von zu geringem Einfluss auf das Leben waren, als dass ihre alten Namen allenthalben hätten bewahrt werden können.

Allein wenn dieses Wort in allen europäischen Sprachen, ausser dem Griechischen und Slavischen, eingebüsst werden konnte, so ist dasselbe auch für die asiatischen möglich gewesen, also die oben angedeutete Hypothese erlaubt, dass das Wort schon in der indogermanischen Grundsprache existirt habe.

Da aber σμῖλαξ ein zwar ähnliches, aber doch wesentlich von *chmělĭ* verschiedenes Schlinggewächs bezeichnet, so können wir daraus folgern, dass die gemeinsame europäische Grund-

215 lage die-|ser beiden Wörter — *smeila* — weder für die eine noch die andre Pflanze fixirt war, sondern wahrscheinlich für beide zugleich, oder selbst noch mehrere ähnliche Pflanzen gebraucht zu werden vermochte.

Die letztere Annahme ist natürlich noch viel eher erlaubt für die noch viel weiter zurückliegende gemeinsame indogermanische Grundlage, welche, wenn sie wirklich anzunehmen ist, nach Obigem *smaila* oder *smaira* gelautet haben würde.

Der letzteren Form entspricht nun aber ganz genau (mit dem regelrechten Vertreter des grundsprachlichen *ai* durch *e*) sskr. *smera*. Wenn dieses Rankengewächse bezeichnete oder entschieden bezeichnen konnte, dann kann kein Zweifel darüber bestehen, dass der griechische und slavische Name in letzter Instanz schon grundsprachlich war.

Das erstere ist nun freilich nicht der Fall, das zweite aber zwar nicht entschieden, aber keineswegs sehr unwahrscheinlich.

smera ist nämlich ein Adjectiv und von dem schon entschieden grundsprachlichen *smi* „lachen, lächeln" (Fick Vgl. Wtbch. der indog. Spr. I³, 254) abgeleitet. Es bedeutet „aufgeblüht, blühend". Wenn wir nun bedenken, dass gerade Rankengewächse eine lange Blüthezeit haben und sich nach und nach, wie z. B. die Winde, die Capper und andere, von oben bis unten mit einer Fülle von Blumen bedecken, dann wäre keinesweges undenkbar, dass diese so sehr charakteristische Äusserlichkeit schon in dem Ursitze der Indogermanen zur Bezeichnung von Rankengewächsen verwandt ward. Die Bezeichnung wäre zwar eine sehr poetische, allein die indischen Pflanzenbezeichnungen sind vorwaltend poetisch und |
216 manche allgemeine Gründe, deren Aufzählung, da sie kein entscheidendes Moment gewähren, jedoch hier unnöthig ist, sprechen dafür, dass diese poetische Anschauung den Indern nicht speciell eigen, sondern schon von den alten Indogermanen überkommen war.

Ist demgemäss die Vermuthung erlaubt, dass sskr. *smera* = griech. σμῖλο = slav. *chmělĭ* sei, dann würde sich ergeben, dass in dem Ursitze der Indogermanen Rankengewächse mit dem Worte *smaira* in der Bedeutung „blumenreich" bezeichnet wurden; dass dieser Name aber in Indien durch andre, ihrer Besonderheit mehr entsprechende, wie *pratati* „Ausbreitung,

sich ausbreitendes", *valli,* wohl von *var* „bedecken", *latâ,* wohl für *ratâ* „die liebende, wie eine Liebende sich um Bäume schmiegende, sie umarmende" verdrängt ward, sich dagegen zuerst im europäischen Zweig des Indogermanischen erhielt, später aber auch in diesem eingebüsst ward; jedoch mit Ausnahme des Griechischen und Slavischen, in denen er sich zur Bezeichnung besondrer, einander ähnlicher, Rankengewächse fixirt hatte.

Mit dem slavischen Namen beginnt gewissermassen eine neue Geschichte des Wortes. Die Slaven waren, wie es scheint, die ersten, welche die damit bei ihnen bezeichnete Pflanze, den Hopfen, zu umfassendem menschlichen Gebrauch verwandten. Sie benutzten sie als Würze ihres nationalen Getränkes, des Meths. Dieser Gebrauch verbreitete sich, auf ähnliche Getränke angewandt, in immer weiteren Kreisen und fast aller Orten, wohin er drang, folgte ihm die Cultur des früher unbeachteten Hopfens nach und mit dieser als Lehnwort auch die slavische Bezeichnung desselben. |

Fast unverändert erscheint sie in der neugriechischen 217 Form χουμέλι oder ⁰λη, der türkischen *hymel,* sowie in den mittellateinischen *humalus* oder *humulus,* der finnischen *humala,* estnischen *humal,* flämischen *hommel,* schwedischen *humle* und der dänischen *humle.* Mit *j* für *l* schliessen sich an die slavische wallachisch *hameju,* rumänisch *hemej,* mit *k* für *ch* ungarisch *komló.*

Die französische Form *houblon* setzt ein vorhergegangenes *humlon* voraus, welches durch die im Französischen und sonst (z. B. auch im Griechischen und Latein) häufige Entwickelung eines *b* (im Latein *p*) aus *m* bei folgendem *l* oder *r* (vgl. *sembler* aus lat. (*ad*)-*similare* vermittelst *simlare*, *comble* aus *cumulus* vermittelst *cumlus, humble* aus *humilis* vermittelst *humlis*) zunächst *humblon,* dann, durch Dehnung des nasalirten Vokals das *m* einbüssend (vgl. *marbre* aus *marmor* vermittelst *marmr,* dann *marmbre* und, wegen *b* zwischen *mr, chambre* aus *camera* vermittelst *camra*), *houblon* ward. Zu diesem gehört altwallonisch *houbillon,* später *houbion.*

An die französische Form schliesst sich die deutsche, ahd. *hoppe, hopfo, hopho.* Es würde aus *bl* zunächst *pl,* dann, durch Assimilation, *pp* in *hoppo,* durch Aspiration *hopfo, hopho* entstanden sein.

So stellt sich das Verhältniss des deutschen Wortes zum französischen, wenn man sich rein an die Thatsachen halten und Vermuthungen vermeiden will. Allein die Richtigkeit dieser Auffassung wird durch zwei Umstände bedenklich:

1. ist es auffallend, dass der slavische Name, und dann wohl sicher mit dem sich daran knüpfenden Gebrauch des 218 Hopfens, die nächsten | Nachbarn, die Deutschen, überspringend zuerst zu den Franzosen gekommen sei und erst von diesen den Rückweg zu den Deutschen genommen habe;

2. ist das auslautende *n* im französischen *houblon* aus dem Französischen selbst schwerlich zu erklären, während es dem deutschen *n* der Grimm'schen schwachen Declination so ähnlich sieht wie ein Ei dem andren, und wohl nicht der entfernteste Zweifel darüber aufkommen kann, dass schon die ahd. Formen, in Übereinstimmung mit der nhd., dieser Declination folgten. Diese Auffassung des französischen *n* wird dadurch, dass es hier in allen Casus erscheint, während es im Ahd. im Nomin. Sing. fehlt, keinesweges erschüttert. Die Franzosen würden, gemäss der für das Verhältniss der französischen Nomina zu den lateinischen durchgreifenden Regel, auch aus dem Deutschen statt des Nomin. Sing. den Accusativ oder das Thema bei sich eingebürgert haben.

Wollte man aber auf diese Bedenken hin das Verhältniss geradezu umkehren und die französische Form aus der deutschen ohne Weiteres ableiten, dann erheben sich wiederum auch dagegen schwer wiegende Bedenken.

Wir bedürfen nämlich zur Erklärung des Verhältnisses von *hopfo* (Thema *hopfon*) u. s. w. zu der slavischen Grundform nothwendig der Mittelglieder auf *-mlon, -mblon, -blon.* Diese Umwandlung von *ml* in *mbl,* welche im Französischen Regel ist, lässt sich aber im Deutschen, so viel mir bekannt, gar nicht nachweisen.

Vielleicht löst sich diese Frage dadurch, dass wir annehmen, was mit so manchen Wörtern geschehen ist, dass ein deutsches Wort nach Frankreich gelangt ist, hier sich 219 modificirte und | in dieser modificirten Gestalt, zugleich mit etwaiger Verbesserung dessen, was es bezeichnete, zurückkehrte und, gewissermassen als civilisirt betrachtet, in dieser Modification seine Aufnahme fand. Das hier in Frage kommende deutsche Wort würde dann *humlo,* Thema *humlon,*



gewesen sein; dieses ward, in der bemerkten Weise, französisch *houblon* und kehrte, vielleicht mit einer verbesserten Benutzung des Hopfens, nach Deutschland zurück, wo es sich dann in der angegebenen Folge zu *hopfo* (Thema *hopfon*) umgestaltete.

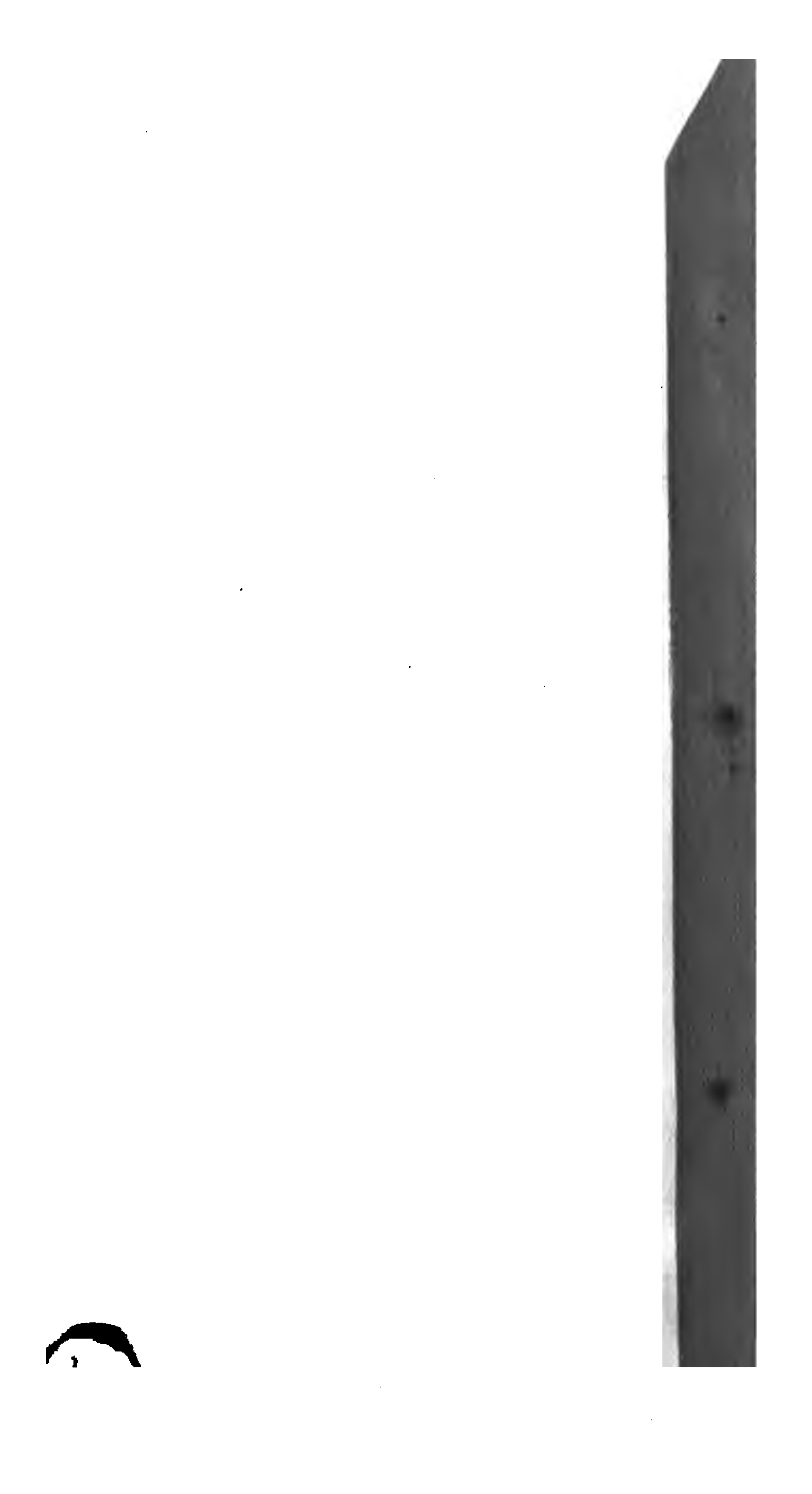
Doch wie man auch darüber entscheiden möge, was eingehender zu erwägen, hier zu weit führen würde, das innigste Verhältniss von *hopho,* nhd. *hopfen* zu *houblon* wird wohl von Niemandem bezweifelt werden können.

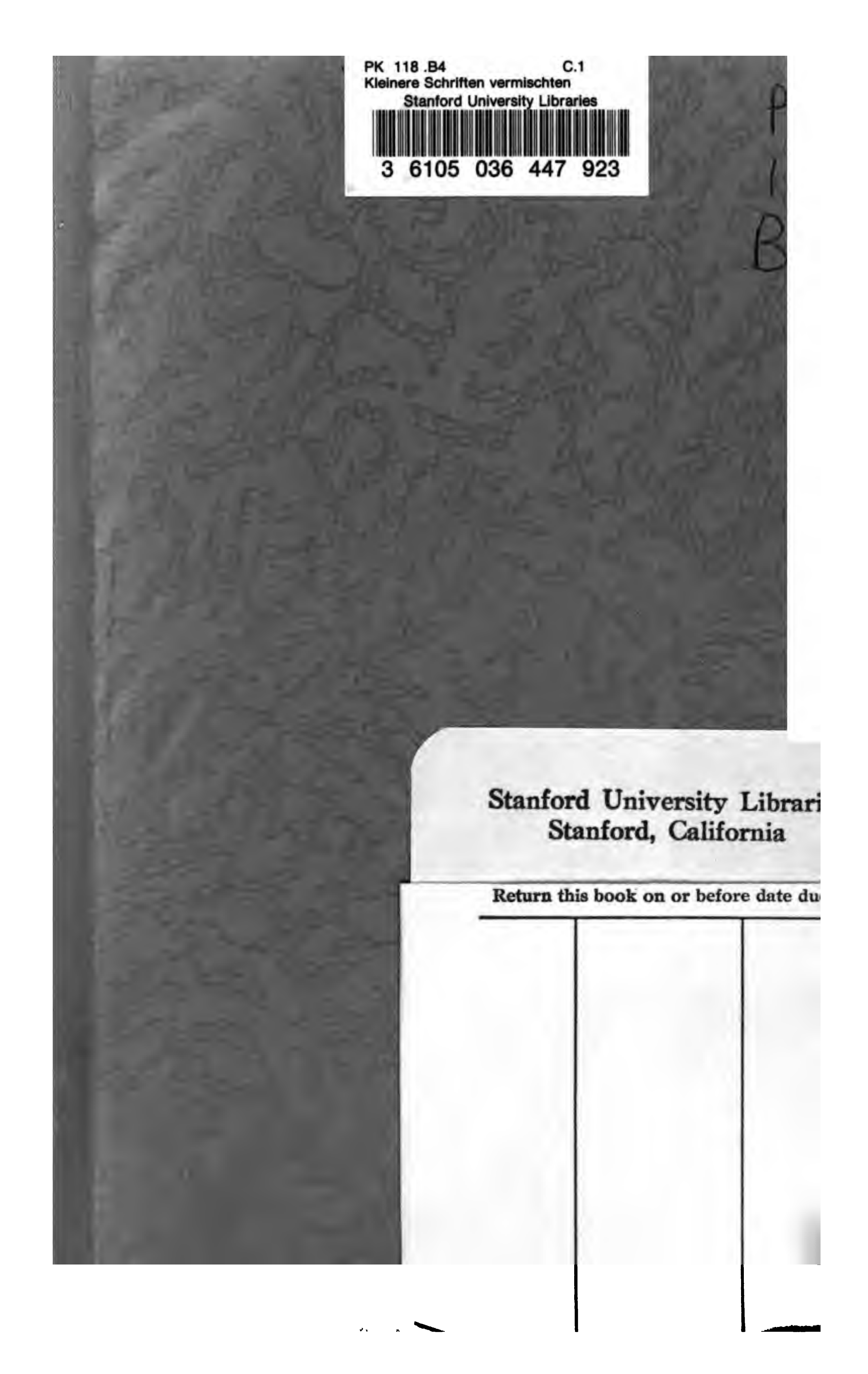
An den deutschen Namen schliesst sich der lettische *appiņi,* sowie der litauische *apwynýs,* ebenfalls mit dem verrätherischen *n.*

Ist die im Vorhergehenden dargelegte Ansicht im Wesentlichen richtig, so existirte im Ursitze der Indogermanen ein Wort *smaira,* welches, eigentlich „blüthenreich" bedeutend, vielleicht oder selbst wahrscheinlich schon „Rankengewächse" überhaupt oder eines oder mehrere dieser Art bezeichnete. Im asiatischen Zweig der indogermanischen Sprachen ist zwar das Wort, aber nicht diese Bezeichnung bewahrt. In dem europäischen erhielt es sich in der Gestalt *smeila* und zugleich in der obigen Bezeichnung. Im Griechischen ward es in der Form σμῖλ-αχ zur Bezeichnung einer Art „Winde", im Slavischen in der Form *chmělĭ* u. s. w. zu der des „Hopfens" verwandt. Dieser wurde von den Slaven als Zusatz zu berauschenden Getränken benutzt. Dieser Gebrauch verbreitete | sich von da im weitesten Kreise und mit ihm zugleich der 220 slavische Name als Lehnwort, natürlich mit manchen Wandlungen, über ganz Europa, mit Ausnahme Italiens, wo sich der lateinische Namen des Hopfens, *lupulus,* mit geringer Umwandlung erhalten hat.

Inhalt.







PK 118 .B4 C.1
Kleinere Schriften vermischten
Stanford University Libraries
3 6105 036 447 923
Stanford University Librari
Stanford, California
Return this book on or before date du

